Schultze

Die Thierseele.

Eine Psychologie der Thiere.

Von

Fritz Schultze.

Leipzig.
Verlag von Carl Wilfferodt
1868.

2 - A.

Die Thierseele.

Eine Psychologie der Thiere.

Von

Fritz Schultze.

Leipzig.
Verlag von Carl Wilfferodt.
1868.

Seinem hochverehrten Lehrer

Kuno Fischer

in Jena

gewidmet vom

Verfasser.

Auf irgend welche metaphysische Theorien will sich diese Schrift über die Thierseele nicht einlassen. Kant stellte die Thatsache der menschlichen Erfahrung fest, und indem er die Bedingungen erforschte, durch welche allein jene Thatsache zu Stande kommen konnte, entdeckte und bewies er die Vermögen des menschlichen Geistes. In ähnlicher Weise constatirt diese Untersuchung einige großartige Thatsachen, und indem sie die Bedingungen sowohl positive als negative erforscht, durch welche dieselben zu Stande kommen, begrenzt sie einerseits genau den Unterschied menschlicher und thierischer Seelenvermögen und beleuchtet andrerseits die Seelenvermögen der Thiere.

Das Problem der Thierseele wird oftmals angeregt und meistens auch abgefertigt durch allerlei novellenhafte Berichte über Thiere und deren Handlungen. Gewöhnlich sind diese Berichte von der skeptischen Frage begleitet: Ist das nur Instinct? und wir sind überzeugt, daß die Leser meistens geneigt sind sich zu antworten: Nein, das kann nicht nur Instinct, nicht nur ein unvernünftiges Handeln aus blindem Triebe sein, sondern hier ist Ueberlegung, Verstand, Vernunft! Man ist einer großen Gefahr ausgesetzt, wenn man sein Urtheil über eine durchaus philosophisch-psychologische Frage, wie die nach den Vorstellungs- oder Geistes- und Seelenvermögen der Thiere, nach derartigen Berichten bilden will. Denn abgesehen davon, daß zur Beurtheilung seelischer Vermögen ein psychologisches Wissen erforderlich ist, treffen auch diese Berichte selbst selten ganz die Wahrheit. Nicht etwa, daß die Berichterstatter andere Vorgänge erzählten, als ihre Augen erblickt hätten; selten auch, daß ihre Augen zu wenig sahen — die

Gefahr liegt im Gegentheil darin, daß sie meistens zu viel sahen. Es ist nichts schwerer, als ein objectives, d. h. ein Urtheil zu bilden, das wirklich die Thatsache selbst wahrheitsgetreu und nicht blos den Eindruck, den sie auf den Beobachter machte, wiedergiebt. Die Menschen können nun einmal nicht aus ihrer Haut heraus. Jeder sieht mit seinen Augen, hört mit seinen Ohren. Der Kaltblütige hat in demselben Vorgange etwas ganz anderes gesehen als der Leidenschaftliche. Es ist erst die Errungenschaft langen, wissenschaftlichen Arbeitens, Objectivität des Urtheils zu erlangen. Gewöhnlich mißt jeder mit seinem, aber nicht mit dem Maße der Sache selbst. Der gute Mensch sieht mehr gute, der böse mehr böse Menschen; und was für das menschliche Urtheil die allergrößte Gefahr ist, der Mensch sieht in allem stets sich selbst zu viel, er sieht zu viel Menschliches. Seine eigenen Empfindungen und Gedanken legt er in anderes hinein und urtheilt, als seien sie ursprünglich darin gewesen. Je menschenähnlicher nun das Object des Urtheils, um so näher liegt die Gefahr, mehr zu finden als vorhanden, specifisch Menschliches zu entdecken, wo keines ist, um so schwerer ist die Grenze zwischen Objectivem und Subjectivem, der Sache selbst und dem empfundenen Eindruck zu unterscheiden.

Der Trübsinnige sieht in der blumigen, bunten Au vielleicht einen Spott auf sich, in dem fröhlichen Singen der Vögel hört er ein Lachen, das seinen Gram verhöhnt. Den Glücklichen dagegen dünkt sein ödes Haidedorf ein Paradies und das Geschrei des Kuckucks ist ihm Musik. Die Gegend an sich ist weder sentimental noch lacht sie. Das Sentimentale, Romantische u. s. w. legt der Mensch, der gerade so oder so gestimmt ist, hinein. Die Gegend ist nichts Lebendiges. Der Abstand und Unterschied zwischen ihrer Starrheit und dem empfindenden Menschen leuchtet sogleich ein; jetzt nehme man aber die lebendigen, lebhaft handelnden Thiere, die dem Menschen in ihrem Organismus und ihrem Thun um so vieles näher stehen. Wie

viel größer als bei der Beurtheilung einer Gegend ist hier die Gefahr, mehr in das thierische Dasein hineinzusehen als darin ist! Ein Thier thut ganz ohne Absicht, vielleicht mechanisch dies oder jenes. Ein Mensch würde Aehnliches thun in dieser oder jener Absicht, nach dieser oder jener Ueberlegung. Es liegt nahe, dem Thiere dieselbe Absicht, dieselbe Ueberlegung unterzuschieben. Man urtheilt und urtheilt falsch.

Dieser Vorwurf trifft nicht blos den zufällig dilettantisch Beobachtenden, sondern auch, und hier um so schärfer, die große Menge unserer heutigen Naturforscher. Nach der Darwin'schen Entwicklungstheorie, deren großer Werth für die wissenschaftliche Beobachtung außer aller Frage steht, bildet der Mensch selbst nur ein Glied in der Entwicklungskette der Organismen. Jede Entwicklung geht vor sich in Stufen, die sich als höhere und niedere so unterscheiden, daß das, was in der niederen Stufe nur als Anlage, als Keim unentwickelt enthalten ist, sich in der höheren Stufe zur Vollkommenheit entfaltet hat. Die höhere Stufe ist also die vollkommnere, und zwar ist die höhere charakteristisch von der niedern unterschieden, sonst wäre sie nicht die höhere. So ist der Mensch die höchste Stufe in der Entwicklung der Organismen und als solcher charakteristisch unterschieden von der niederen Stufe der Thiere, unterschieden charakteristisch auch in seinen geistigen Vermögen von den Geistesvermögen der niederen Entwicklungsstufe der Thiere. Aber diese Naturforscher, voreingenommen durch die Uebereinstimmung der thierischen Organe mit den menschlichen, werfen nun auch menschliche und thierische Geistesvermögen ohne Unterschied zusammen. Sie finden eine große Befriedigung darin, zumal gegenüber gewissen religiösen Lehren, den Menschen zum Thiere hinab- und das Thier zum Menschen heraufzuziehen, als sei gar kein Unterschied vorhanden. Das heißt nicht allein flach und unkritisch verfahren, sondern zeugt auch von Mangel an Verständniß für ihre eigene wissenschaftliche Methode, der einmüthigen continuirlichen Entwicklung,

welche Stufen fordert und zwar bei aller sonstigen Gleichheit genau verschiedene und zu unterscheidende.

Diese Naturforscher also vermenschlichen unkritischer Weise die Thiere und verthierischen die Menschen; sie sehen bei den Thieren zu viel und bei den Menschen zu wenig. Sie fallen in die Gefahr, die wir oben bezeichnet haben. Diese Naturforscher haben ihr Gegentheil. Es giebt ein Extrem, das wir das orthodoxe nennen wollen; dieses hat seine Gründe, zu wenig bei den Thieren zu sehen. Diesem Extreme sind die Thiere etwas ganz anderes als die Menschen — wenigstens lassen die Geistesvermögen beider gar keine Vergleichung zu. Es wäre Sünde, dem Thiere ein seelisches Vermögen zuzuschreiben, das es mit dem Menschen gemeinsam hätte. So unkritisch wie jenes erste, so unkritisch ist dieses zweite Extrem. Wir werden beide zu vermeiden haben. Alles Vorurtheil ist dogmatisch. Jene Naturforscher ebensowohl als diese Orthodoxen, beide sind sie dogmatisch, das Gegentheil vom Kritischen. Die meisten Menschen heutzutage werden zwischen diesen beiden Extremen wie in der Betrachtung der übrigen Natur, so auch in der Beurtheilung der geistigen Vermögen des Thieres hin- und hergeworfen, ohne daß sie sich ihres Zwiespalts bewußt werden. Ein Beispiel möge dies zeigen.

Eine Dame hat ein allerliebstes Hündchen, an dem ihr ganzes Herz hängt. Das Hündchen ist so klug, es versteht den Wink seiner Herrin, sie plaudert mit ihm stundenlang, der Hund antwortet mit Wedeln und Küssen, mit Tanzen und Springen. Die Dame sagt: Mein Hündchen ist so klug wie ein Mensch. Wenn es nur sprechen könnte, da solltet Ihr sehen, daß es so ist. — Man widerspreche ihr, und sie wird sich fortreißen lassen, zu sagen: O, es hat eine Seele wie ein Mensch. Es ist fast gar kein Unterschied zwischen ihm und einem Menschen. — Die Dame macht es in der That wie jene unkritischen Naturforscher. Jetzt mache man folgendes Experiment. Man

spreche nicht weiter von dem Hündchen. Nach einem halben Stündchen anderweitiger Unterhaltung lenke man das Gespräch auf religiöse Gegenstände. Man rede von Seele und Seligkeit, die Dame wird in den meisten Fällen schwärmen im Vorgenusse der himmlischen Freuden. Nun werfe man allmählich die Frage auf, ob die Thiere wohl auch in den Himmel kommen, und man wird sehen, welchen Tumult man gegen sich erregt. Die Dame findet eine solche Frage nicht blos gottlos, nein unverschämt. Thiere sind unvernünftig, unverständig u. s. w., sie sind jetzt ganz das Gegentheil der ihnen vorher verliehenen Prädicate. Der Mensch steht unendlich hoch über ihnen, seine Seelenvermögen sind gar nicht zu vergleichen mit denen der Thiere. Die Dame fühlt sich in ihrer Superiorität, um nicht zu sagen Hochmuth, beleidigt bei den Gedanken, die jene höchst bedenkliche Frage in ihr aufregte. Sie urtheilt nun über die Thiere ebenso orthodox, wie sie vorher nach Art jener unkritischen Naturforscher geurtheilt hatte. Auf diesen Widerspruch darf man sie bei Gefahr der Ungnade aufmerksam machen. Indessen sie wird nach zwei Tagen nicht ein Haar anders urtheilen, und nicht allein wird es so der Dame in Betreff des Hündchens gehen, sondern den meisten Menschen in Vergleichung des Menschen mit den Thieren aus guten Gründen, die hier aufzuzählen unsre Sache nicht ist.

Man erwarte von uns in der folgenden Entwicklung keine Reihe unterhaltender Anekdoten. Wer diese sucht, kann sie in einem Buche finden, das unter dem Titel „Allgemeine Thierseelenkunde von G. F. Schuberth, Lehrer der Naturgeschichte“ im Jahre 1863 erschienen ist. Dasselbe enthält interessante Anekdoten und einige Hypothesen aber ohne Beweise. Höchst empfindungsvoll werden den Thieren die feinsten menschlichen Regungen, ja Sentimentalitäten untergelegt. Hatte der Verfasser die Absicht, die Thiere zu Trägern seiner Gedanken und Gefühle zu machen, wie es etwa der Fabeldichter thut, so ist

ihm diese Absicht beinahe gelungen. Auf Wissenschaftlichkeit leistet das Buch selbst wohl schon dadurch Verzicht, daß es sich ein Unterhaltungsbuch für Jedermann nennt. Wie unwissenschaftlich und wenig treffend unser Thema überhaupt häufig behandelt ist, geht ferner aus einer Schrift hervor „Die Seelenthätigkeiten der Thiere an sich und im Vergleich zu denen der Menschen" verfaßt von A. C. Gerlach (Berlin 1859). Dieser Vortrag führt aphoristisch alle bisher über die Thierseelenfrage aufgestellten Meinungen und Ansichten an, aus deren Vergleichung die Stellung unserer Untersuchung und ihrer Beweisführungen zu allen früheren Hypothesen sich ergeben wird.

Wunderlich giebt in seiner „Thierwelt" (Leipzig 1865) treffliche Schilderungen aus dem Leben der Thiere und berührt unser Thema oft in höchst anerkennenswerther Weise. Näher darauf einzugehen, lag allerdings nicht im Plane des Werkes, das nicht nur durch seinen Inhalt, sondern auch durch seine prachtvolle Ausstattung allen Freunden der Thierwelt empfohlen zu werden verdient.

Da wir selbst von Anekdoten absehen, möchte es den Anschein gewinnen, als entfernten wir uns von dem Boden sicherer Erfahrung, als würden wir fern von aller Empirie uns selbst vielleicht in unhaltbaren Hypothesen bewegen. Man wird aber sehen, daß wir selbst keinen Augenblick den Boden sicherer Erfahrung verlassen werden. Wir werden unsere Entwicklung geben, und der vorurtheilsfreie Leser möge dann die Probe auf einzelne Fälle selber machen. Es giebt eine von keinem bezweifelte Thatsache, aus der die Folgerungen richtig gezogen genau die Grenze menschlichen und thierischen Seelenvermögens abstecken. Indeß wir müssen vorher unsere Aufgabe noch etwas begrenzen. Thierisches Seelenvermögen ist ein Ausdruck von großer Weite. Das Thierreich selbst bildet Stufen von der größten Verschiedenheit, und wir reden hier zunächst nur von der höchsten Stufe der Thiere, d. h. von den Thieren, die ein ausgebildetes Cerebralsystem

haben. Diese sind selbst — man vergleiche das Schaf und das Pferd — so ungleich in dem Grade der Stärke ihrer Seelenvermögen, daß eine genaue Bestimmung dieser Grade, etwa in jeder Gattung oder Art, zu den Unmöglichkeiten gehört. Vollkommen feststellen läßt sich der Unterschied der menschlichen Geistesvermögen von denen der Thiere, so verschieden diese bei den einzelnen sein mögen. Was nach Feststellung dieses Unterschiedes den vollkommneren Thieren bleibt, wird klar werden. Auch macht sich ein Schluß auf die niedriger organisirten Thiere dann von selbst.

Erstes Kapitel.

I.

Der Verlauf der Geschichte der Menschheit zeigt uns eine allmähliche Fortbildung derselben von den rohen, kindischen Anschauungen eines halbwilden Naturzustandes zu immer schärferer, kritischerer, wissenschaftlicherer Beobachtungsweise, eine Fortentwicklung aus dem Zustande des Nichts- oder fast Nichtswissens zu einer erstaunlichen Fülle und einem überschwellenden Reichthum des Wissens, der mit jedem Jahrhundert wächst, welcher nicht blos einzelnen Bevorzugten zu Gute kommt, sondern an dessen Genusse stets mehr und mehr Theil nehmen. Die menschliche Bildung ist fortwährend im Steigen, im Fortschritt begriffen. Ein Schulknabe von heute könnte, wenn es nur aufs Wissen ankommt, einen Sokrates und Plato belehren. Käme etwa ein alter Grieche, so hochgebildet als nur möglich, in's 19. Jahrhundert, er wäre ein Kind, er würde sich nicht zu finden wissen, er hätte jahrelang zu lernen, um das nachzuholen, was die Menschheit weitergeeilt und er im Grabe versäumt hatte. Die Fortschritte sind ungeheuer. Die Wissenschaft wächst in's Unab-

fehbare. Noch im Mittelalter war es möglich, Jurist, Theolog, Philosoph, Naturforscher, Arzt, kurz Herr aller Wissenschaften zu sein wie Faust. Jetzt ist es einem Menschen nicht mehr möglich, eine einzige Wissenschaft vollständig zu umfassen. Jede hat sich in viele Zweige gespalten, deren jeder schon ein Menschenleben zu seiner Aberntung erfordert. Schon droht der Zweig selbst wieder ausgedehnte Zweige zu treiben, und so hört das Wachsthum menschlichen Wissens nicht auf. Immer mehr auch wird das Wissen Gemeingut der ganzen Menschheit. Kein Dorf, keine Haide, keine noch so entfernte Insel, selbst das festverschlossene China nicht bleibt verschont, sie müssen Theil nehmen an der Entwicklung, müssen selbst Geist entwickeln, so träge sie auch bisher waren. Mit dem wachsenden Wissen und der steigenden Einsicht hängt wachsende Gesittung und Civilisation auf's genaueste zusammen. Das Licht des Wissens ist auch die Morgenröthe der Freiheit. Wahres Wissen, wahre Einsicht vervollkommnet in jeder Weise.

Der Fortschritt demnach vom Flosse zum Schraubendampfer, von der geheimen Briefbeförderung durch Schriftzeichen auf dem Haupte eines Sclaven, wie sie weiland in Jonien geübt wurde, zur telegraphischen Depesche ist unleugbar. Die Fortbildung menschlichen Wissens und damit menschlicher Anschauungen und Sitten, menschlicher Umsicht und damit menschlicher Verhältnisse in jeder Rücksicht im Laufe der Zeit kann nicht in Abrede gestellt werden. Wir haben damit nicht erklärt, daß der menschliche Geist, die menschlichen Denkvermögen andere geworden wären oder gar sich vermehrt hätten. An Scharfsinn und Tiefe auf dem ihm zugängigen Gebiete steht der griechische Geist von vor zweitausend Jahren kein Haarbreit dem schärfsten Denker von heute nach. Aber der menschliche Geist hat durch sein Forschen sein Arbeitsgebiet so unendlich vergrößert; dadurch ist er vielseitiger geübt worden, er ist gewandt wie ein Mann, der viele Länder sah, sich in vielen Lagen des Lebens bewegen

lernte — und so weiß der Geist dieselbe Kraft ausgiebiger und einträglicher zu verwerthen. Die denkenden Geistesvermögen blieben dieselben, aber der anfangs kleine Schatz ihres Wissens hat Zins auf Zins getragen, und das geringe Sümmchen ist zu einem grandiosen Capital geworden. Auf diese letztere Einsicht kommt es uns in unserer Untersuchung an.

Die Fortentwicklung der Menschheit in ihrem Wissen und ihren Einsichten und damit in allen Verhältnissen steht fest. Vergleichen wir mit diesem geistigen Fortentwicklungsproceß die Fortentwicklung der Thiere auf geistigem Gebiete. Haben die Thiere, d. h. die gesammte Thierheit, im Gegensatz zur Menschheit sich auch so vervollkommnet? Haben sie auch ihre Einsichten, ihr Wissen vermehrt? Haben sie selbständig aus sich ihre Lebensverhältnisse geändert, verbessert und verfeinert, wie es die Menschen thaten? Alle diese Fragen müssen wir mit Nein beantworten. Die Thiere in ihrem Erfahrungsschatze, in ihrem geistigen Kapitale sind dieselben, wie sie vor zweitausend Jahren waren. Die Thierschilderungen eines Plinius passen genau auf die Thiere von heute. Der Löwe hat seine Lebensweise in nichts geändert, der Tiger seinen Blutdurst um nichts gemindert. Der Fuchs fängt seine Beute auf dieselbe Weise wie seine Vorfahren in grauen Zeiten. Er hat weder Netz noch Flinte erfunden, der Mensch hat seinen Bogen zum Zündnadelgewehr vervollkommnet. Der Vogel baut sein Nest heute so wie gestern, der Mensch baut das Zelt, die Pyramide, den Thurm, den gothischen Dom, prächtige Paläste, niedrige Hütten. Wie der Vater es that, so macht es der Sohn und nicht einen Deut anders — das ist das Gesetz bei den Thieren, nicht so bei den Menschen. Die Thiere haben sich in geistiger Weise durchaus nicht verändert, sie sind in ihren Begierden und Anschauungen, in ihrer Lebensweise und ihren Verhältnissen dieselben geblieben. Man könnte zwar als Instanz gegen uns die Thatsache gebrauchen wollen, daß eine große Zahl von Thieren in

der That andere geworden wären, — daß viele, ich meine die Hausthiere, aus einem Zustand der Wildheit gezähmt ihre frühere Wildheit und Grausamkeit abgethan hätten. Das ist kein Einwurf, der unsre Behauptung im mindesten erschüttert. Alles, was diese Thiere geworden sind, sind sie nicht durch sich selbst, nicht aus eigener Macht geworden, sondern ihre Veränderung ist ganz allein durch die beeinflussende Hand des Menschen bewirkt. Der Mensch hat die Thiere, nicht die Thiere sich selbst gezähmt. Der Mensch hat sich selbst gezähmt. Die Thiere, sich selbst überlassen, bleiben stets die alten, es ist gar kein Fortschritt aus eigener Kraft. Selbst die gezähmten Thiere, sich selbst überlassen, sinken wieder in den früheren Zustand zurück. Ein Hund, der allerlei Kunststückchen gelernt hat, hat sie durch die Abrichtung seitens der Menschen gelernt, nicht durch sich; der Sohn dieses Hundes lernt sie nicht von seinem Vater. Kurz unser Resultat heißt: das Wissen der Thiere hat sich um nichts vermehrt, daher sie in allen Verhältnissen dieselben geblieben sind. Ihr geistiges Vermögen hat nicht die Kraft gehabt, das thierische Dasein in all seinen Rücksichten so fortzubilden, wie es bei den Menschen der Fall ist.

II.

Wir haben also bisher zweierlei festgestellt: die Menschen haben sich in ihrem Wissen und in ihren Verhältnissen fortentwickelt, die Thiere sind stehen geblieben. Es erhebt sich nun die Frage, durch welches Mittel den Menschen diese Fortentwicklung gelang, die den Thieren versagt blieb.

Das Wissen des 19. Jahrhunderts ist ausgedehnter als das des achtzehnten, ist ungeheuer im Vergleich mit dem Wissen vorchristlicher Zeiten. Aber das neunzehnte Jahrhundert wäre nicht das neunzehnte ohne das achtzehnte, ohne die vorchristlichen Zeiten, d. h. seine wissenschaftlichen Siege wären nicht errungen ohne die wissenschaftlichen Siege und auch Niederlagen aller

früheren Zeiten. Wie kam allmählich das neunzehnte Jahrhundert zu seiner Wissenschaft?

Die vorchristlichen Zeiten da, wo wir sie geschichtlich zuerst uns entgegentreten sehen, haben schon einen geistigen Schatz angesammelt. Sie wissen schon manches, aber vieles liegt ihnen noch im Dunkeln, über vieles sind ihre Lehren Irrthümer. Das eine Geschlecht überliefert nun sein Wissen dem folgenden Geschlecht. Aber dieses folgende beruhigt sich nicht bei dem Ueberlieferten, es forscht weiter, es lernt neues hinzu, es erkennt die Irrthümer in vielen alten Lehren, die es nun verbessert. Das folgende Geschlecht erweitert das vom Vater überkommene Wissen und übergiebt es seinen Nachkommen. Diese forschen wieder und überliefern den Nachkommen die auf's neue geläuterten und vermehrten Schätze. Jedes folgende Geschlecht tritt die Erbschaft des vorhergehenden an, die es erweitert dem nachgeborenen hinterläßt. Welch ein unendlicher Vortheil für die Nachgeborenen diese Ueberlieferung! Ihnen werden alle Wissensschätze der Väter überliefert, sie brauchen nicht erst von vorn wiederanzufangen, sondern wie reicher Leute Kind sitzen sie gleich in der Fülle, können das schon erworbene Capital des Wissens zur Erwerbung neuen Wissens verwenden; und wie, je umfangreicher das arbeitende Capital, desto einträglicher und bedeutender die Rente — so vergrößert sich auch mit der Erweiterung des vorhandenen Wissenscapitals stets die Rente neuen Wissens, und der Gewinn wird jährlich reichlicher. All die Höhe und der Umfang menschlichen Wissens ist nur durch Ueberlieferung dergestalt zu Stande gekommen, daß die Söhne nicht stets von vorne anzufangen brauchten, sondern da weiter arbeiteten, wo die Väter die Aufgabe verlassen hatten. Hätte jeder Mensch in seiner Arbeit wieder anfangen müssen, wo der erste Mensch sie begann, so wäre die ganze Menschheit nicht weiter gekommen als der erste Mensch, d. h. stehen geblieben.

Jedes einzelne Geschlecht hat also drei Aufgaben, einmal

von den Vätern den Wissens- und Bildungsschatz, welcher der gesammten Menschheit gehört, zu empfangen; dann ihn nicht etwa zu vergraben, sondern getreulich damit zu wuchern und zuletzt ihn den Söhnen wieder zu übergeben. Wehe dem Menschenalter, das eine dieser drei Aufgaben vernachlässigt! Es versündigt sich nicht nur gegen sich selbst, indem es im Stillstand rückwärts schreitet, sondern gegen die ganze Menschheit als dem großen Subjecte der Entwicklung durch die Jahrtausende dadurch, daß es diese Entwicklung in seiner Trägheit aufhält und verzögert. Diese seine Aufgabe löst jedes Menschengeschlecht durch Ueberlieferung an seine Söhne. Ohne diese Ueberlieferung entwickelte sich die Menschheit nicht. Allerdings ist die Ueberlieferung nicht der Grund der Entwicklung, aber die Bedingung, sine qua non. Dächte und ersönne ein Mensch auch noch so viel neues und überlieferte es nicht, so möchte er selbst wohl gefördert werden, aber der Entwicklung der Menschheit hülfe sein Denken nicht das Geringste, so daß wir mit vollem Rechte sagen: Ohne diese Ueberlieferung entwickelte sich die Menschheit nicht. Und zwar müssen nicht allein Wahrheiten, sondern auch Irrthümer überliefert werden. Die Ueberlieferung der letzteren ist von nicht geringerer Wichtigkeit als die der ersteren. Nur durch den Irrthum gelangt die Menschheit sicher zur Wahrheit. Hätte nicht die Vergangenheit so viele Irrwege erst durchlaufen, die Zukunft wüßte nicht, daß sie Irrwege wären, nähme sie vielleicht für Richtwege und käme nicht von der Stelle. Die von der Vergangenheit überlieferten Irrthümer sind die Warnungstafeln und Wegweiser der Zukunft.

Nur die Völker, die diese Ueberlieferung seit langen Zeiten geübt haben, haben sich entwickelt. Es sind die Völker, von denen man sagt, daß sie eine Geschichte haben. So lange ein Volk keine Geschichte, d. h. keine Ueberlieferung hat, rückt es in seiner Entwicklung keinen Schritt von der Stelle. Man betrachte doch die wilden Völker, die Eingeborenen Australiens,

die Hottentotten und Kaffern Africas, die Indianerstämme Americas. Warum bleiben sie stets auf der niedrigen Stufe ihrer geistigen Bildung, ihrer Lebensweise, überhaupt ihres irdischen Daseins? Weiß ein Australneger im Busch, was vor hundert Jahren geschah? Weiß er viel von seinem Großvater? Erinnerungen an alte Zeiten schweben höchstens im Gewande dunkler Sagen und Märchen von einem Mund zum andern; ein festes, sicheres Wissen der Vorzeit giebt es nicht. Der Sohn lernt allerdings vom Vater den Bumerang werfen, das Wild erlegen und Feuer anzünden, aber das ist alles! Er lernt nichts von den Erfahrungen, die seine Voreltern gemacht, von den Irrthümern, unter denen sie gelitten, bis sie sie eingesehen, und kann nicht irgend welche Maxime für sein eigenes Handeln daraus schöpfen. Der Wissensschatz wird um nichts vermehrt, jeder fängt an, wo der Vater anfing, und kommt nicht weiter, als der Vater kam. Ueberlieferung ist wohl da, aber kaum der Rede werth, nicht die weite Vergangenheit umfassend. Es wird gewissermaßen nur ein geringes Familienfideicommiß tradirt, das seinen Werth nicht vermehrt durch alle Zeiten. Die ganze Entwicklung aller successiven Geschlechter eines Buschmannstammes ist gewissermaßen nichts anderes als die Entwicklung des ersten Buschmanns, während dagegen die gebildete Menschheit des neunzehnten Jahrhunderts in ihrem Wissensschatze die Wissensschätze aller vergangenen Geschlechter aufbewahrt besitzt.

Alle Fortentwicklung der Menschheit ist durch Ueberlieferung geschehen. Ueberlieferung ist freilich nicht der einzige Factor, wie wir schon andeuteten, denn der einzelne Mensch, der neues entdeckt oder ersinnt, erhält das Neue ja nicht überliefert. Diese Ersinnung ist allerdings Bedingung der Ueberlieferung. Neues kann nicht überliefert werden, wenn es nicht erst ersonnen ist. Soll aber die Entdeckung oder das Sinnen eines Menschen für die Entwicklung der Menschheit verwerthet werden, so kann das nur geschehen durch Ueberlieferung, und so ist in der That

die Ueberlieferung die Hauptbedingung aller menschlichen Entwicklung.

Ohne Ueberlieferung keine geistige Entwicklung der Menschheit. Die Thiere haben sich in geistiger Hinsicht nicht fortentwickelt, denn es fehlt ihnen diese Ueberlieferung. Was bei den wilden Völkern der Fall, daß, weil sie keine Ueberlieferung, keine Geschichte, sie auch keine Entwicklung haben, zeigt sich im verstärkten Maße bei den Thieren. Den Thieren fehlt geistige Fortentwicklung, weil sie keine Ueberlieferung, keine Geschichte haben. Während jedes Menschengeschlecht da fortarbeitet, wo die Väter die Arbeit verließen, während jedes Menschengeschlecht für die ganze Menschheit lernt und lehrt, fängt jedes Thier stets ganz von vorn an, Erfahrungen zu machen, lernt jedes Thier, was es lernt, nur für sich. Die Erfahrungen, die ein Thier macht, kommen nicht der ganzen Thierwelt zu Gute. Zwar sagt man, die alten Thiere lehrten ihre Jungen dieses und jenes, wie Jagen und Fliegen — angenommen sie lehrten wirklich, so sind hier die gelehrten und gelernten Fertigkeiten solche, die jedes Thier ebenso gut ohne die Belehrung ganz instinctiv aus sich entwickelt. Die junge Schwalbe fliegt auch ohne die mütterliche Unterweisung, wenn sie nur erst Kraft genug dazu hat. Dies Lehren ist kein wirkliches Lehren, auch sind die Lehrgegenstände stets die alten, nichts neues! Ohne Zweifel macht ein Thier Erfahrungen. Die Maus, die einmal in die Falle ging und durch einen günstigen Zufall dem Tode entrann, wird zum zweitenmal gewiß die Gefahr vermeiden, wenn nicht die Gier nach dem Köder sie blind macht. Ihre Erfahrung nützt indessen weder ihren Jungen noch andern Mäusen. Diese gehen ruhig in die Falle, ob auch tausend von ihnen vor ihnen den Tod erlitten, einzig deshalb, weil das Thier, welches die Erfahrung machte, den andern Thieren seine Erfahrung nicht mittheilen, nicht überliefern kann. Den Thieren fehlt das menschliche Vermögen der Ueberlieferung, daher auch jede Art von Geschichte.

Dieses Thier hier weiß nichts von seinem Großvater, seinen Vorfahren, ihren Erlebnissen, ihren Erfahrungen; kaum daß das Junge noch die Eltern wiedererkennt, sobald es sich selbst ernähren kann. Der Eber frißt die Frischlinge unbekümmert darum, daß er ihr Vater ist. Die Thiere haben keine Ahnung von Ahnen, sie wissen nichts von einer Vergangenheit, sie leben nur ihr Leben, die Menschen auf der Höhe der Entwicklung und Geschichte leben ihr Leben und das aller vorhergegangenen Geschlechter. Das Thier kennt deshalb auch den Tod nicht. Im Tode selbst erst lernt es ihn kennen. Deshalb kennt es auch keine Todesfurcht.

Die Thiere ermangeln geistiger Fortentwicklung, denn sie haben keine Ueberlieferung, keine Geschichte. Der Mensch hat Entwicklung, denn er hat Ueberlieferung. Das sind je zwei Thatsachen, deren eine nicht ohne die andere besteht, die im engen Zusammenhange einander stützen.

III.

Die Entwicklung der Menschheit war nur möglich durch Ueberlieferung als die Hauptbedingung. Unsere Untersuchung heißt uns nun die Frage aufwerfen: wodurch wird allein die Ueberlieferung ermöglicht?

Die Ueberlieferung der Wissensschätze geschieht am sichersten durch schriftliche Aufzeichnung. Aber diese Aufzeichnung macht noch nicht die Ueberlieferung. Das Aufgeschriebene, die Buchstaben sind nur die Zeichen für gesprochene Laute, für Wörter, für die Sprache. Die Sprache ist die Hauptbedingung, die conditio sine qua non aller Ueberlieferung! Ohne Sprache weder mündliche noch schriftliche Ueberlieferung! Wir sagen: ohne Sprache auch keine schriftliche Ueberlieferung!

Denken wir uns einmal den Fall, allen Menschen würde wie durch einen Zauberspruch von heute an die Sprache geraubt. Die Ueberlieferung früherer Zeiten, die Entdeckungen großer Forscher, die Erfahrungen bedeutender Menschen sind aufbewahrt

in einer Menge von Büchern. Wir im vorgerückteren Alter, obgleich uns heute die Sprache geraubt ist, können diese Bücher noch lesen und verstehen. Wir können auch noch neue Entdeckungen machen und sie, wenn auch nicht mehr mündlich, doch noch schriftlich unseren Mitmenschen mittheilen. Wir sind also jetzt ganz und gar auf schriftliche Mittheilung angewiesen. Wer von uns Schriftzeichen lesen kann, kann sich in diesem Zustande noch fortentwickeln. Jetzt werden Kinder geboren, die natürlich auch nicht mehr das Vermögen der Sprache haben. Diese verstehen selbstverständlich die Schriftzeichen nicht, die ihre Eltern noch kennen. Aber wie sollen diese den Kindern die Schriftzeichen beibringen? Mündlich? Sie können nicht sprechen. Schriftlich? Die Kinder verstehen die Zeichen nicht. Kurzum nachdem die Sprache vernichtet ward, sind die Kinder, das folgende Geschlecht, jeder Wissensüberlieferung baar und ledig. Kein Mensch kann mehr überliefern, kein Mensch mehr Ueberliefertes empfangen. Die Bücher werden nicht mehr verstanden, die Kinder bleiben unbelehrt, alle Wissenschaft verschwindet, die Geschichte hört auf. Der einzelne Mensch macht Erfahrungen, aber nur für sich, nicht mehr für alle. Man vertieft sich mit Grausen in den Gedanken an eine solche Zukunft, wo den Menschen die Sprache geraubt würde. Wären die Menschen noch Menschen? Alles Menschliche geht mit der Aufhebung der Sprache verloren. Die Menschen würden wie die Thiere sich nicht mehr fortbilden können, weil sie nicht sprechen, nicht überliefern könnten. Der Sohn würde nichts mehr von seinen Eltern wissen. Die Vergangenheit reichte höchstens bis zur Geburt jedes Einzelnen. Es gäbe keinen Dichter mehr, es gäbe keine Predigt und keine Rechtsprechung mehr. Gewalt und Uebermacht herrschten allein. Wissenschaft, Civilisation, Gesittung, Künste, alles, alles was die Menschheit im Sturm und Drang der Jahrtausende sich glorreich erobert hat, wäre nach zwei Menschenaltern zu Nichte, wirklich zu Nichte geworden.

Also ohne Ueberlieferung keine Fortentwicklung, ohne Sprache keine Ueberlieferung, ohne Sprache keine menschliche Menschheit. Ziehen wir nun gleich den Schluß, den wir nachher noch näher beleuchten werden. Die Thiere haben sich nicht fortentwickelt, weil sie ohne Ueberlieferung, d. h. ohne Sprache sind. Hier ist der unwiderlegliche Beweis, daß den Thieren die specifisch menschliche Art der Sprache gänzlich fehlt. Auf Seiten der Menschen thatsächlich Fortentwicklung, weil Ueberlieferung, weil Sprache — auf Seiten der Thiere thatsächlich keine Fortentwicklung, weil keine Ueberlieferung, weil keine Sprache.

IV.

Wir werden jetzt das Wesen der Sprache analysiren. Wir werden genau zwei Arten von Sprachen zu unterscheiden haben: die Gebärdensprache (Laut- und Gliedgebärdensprache) und die Begriffssprache*). Wir werden sehen, wie der Mensch beide, das Thier nur die erstere hat; wir werden ferner sehen, welch ein geistiges Vermögen die specifisch menschliche Sprache voraussetzt, und wie dieses den Thieren fehlt. So wird uns die Sprache und ihre Voraussetzungen der Wegweiser werden, der uns die Grenze zwischen menschlichem und thierischem Geistesvermögen genau anzeigt.

Wozu dient die Sprache? Wir antworten im Allgemeinen: die Sprache dient zum Ausdrucke innerer Eindrücke, zur Aeußerung innerer Vorgänge. Zu den inneren Eindrücken und Vorgängen gehören Empfindungen, Gefühle, Begehrungen und Gedanken.

Innere Vorgänge können wir auf vielfache Weise äußern. Gebärden, d. h. Gliederbewegungen, das Spiel der Mienen sind auch eine Sprache, welche, so vieldeutig sie sei, immerhin zum Ausdrucke innerer Vorgänge, Empfindungen, Wünsche dienen kann und häufig dient. Durch lebhafte Gebärden kann man

*) Vergl. Schleicher, die deutsche Sprache. S. 4 ff.

allerlei veranschaulichen. Die Fertigkeit der Italiener in dieser Art der Mittheilung ist bekannt. Diese Sprache ist, obgleich stumm, doch schon verständlich. Die Hand auf's Herz gelegt, ein flehender Blick zeigt der Geliebten schon genügend die Sehnsucht des Liebenden an. Jetzt kommt noch ein Seufzer aus tiefer Brust hinzu und macht die Vorgänge im Innern des Liebenden noch anschaulicher. Ein Seufzer ist auch eine Gebärde, die freilich nicht durch Bewegung äußerer Glieder, aber doch auch durch Bewegung von Muskeln, Halsmuskeln, Stimmritzenbändern u. s. w. hervorgebracht ist; er ist eine Gebärde durch Laute, eine Lautgebärde. Wie jede Gebärde spricht auch die Lautgebärde. Ein Seufzer sagt allein schon genug. Vielerlei kann durch ihn verständlich gemacht werden. Er kann unendlich modulirt werden, kann vom leisen, kaum hörbaren Ausstoßen des Athems zum lauten Schluchzen werden, und drückt in wirksamer Weise mannichfache verschiedene Gefühle aus, wie Liebe, Furcht, Haß, Rachsucht, Schmerz, Wünsche, Lust, Begierden u. s. w. Alles das vermag schon der einfache Seufzer in seinen endlos variirten Tonlagen auszusprechen.

Der Seufzer gehört zu den sog. Interjectionen wie Ei, Au, O, Ah und sonstige Schreilaute. Alle diese bilden eine Sprache, die vollständig ausreicht, mancherlei Vorgänge auszudrücken. Diese Sprache ist Lautgebärdensprache genannt. Zu diesen Lautgebärden gehören also alle die einfachen Naturlaute wie Schreien, Winseln, Quiken, Piepen, Brüllen, Stöhnen, Seufzen, Heulen, Schnalzen, Aechzen, Kreischen u. s. w. — Diese Lautgebärden sind der erste und einfachste Ausdruck innerer Vorgänge auch beim Menschen. Das Kind, das noch nicht sprechen kann, bedient sich dieser Sprache, um seine Wünsche, seinen Hunger, seine Schmerzen und seine Freuden auszudrücken. Da, wo den Menschen in der Gefahr oder im Schmerz oder in hoher Lust die Fähigkeit Worte auszusprechen verläßt, greift er unwillkürlich zu dieser Sprache: es ist Gefahr, und er schreit nur; er fühlt Schmerz, und ächzt

nur; er fühlt Lust, und ein langes Ah nur verräth sie. Diese Sprache, die nicht aus Wörtern, sondern nur aus Lauten besteht, sagten wir, sei der unmittelbarste, einfachste Ausdruck innerer Vorgänge; sie drückt unmittelbar Empfindungen und Begehrungen aus und wird kraft dieser natürlichen Unmittelbarkeit von jedem verstanden. Der Kranke auf dem Schmerzenslager ächzt und stöhnt. Er spricht kein Wort, aber Jedermann versteht sein Stöhnen, weiß genau, was diese Sprache ausdrückt.

Es giebt eine kleine Farce, in der mimisch ein scherzhafter Vorfall dargestellt wird. Gesprochen wird weiter nichts dabei als „Guten Morgen", aber jedesmal in einem andern Ton, der vollkommen die Stimmung und den Vorgang im Innern des Redenden verstehen läßt. Hier ist nicht das Wort die Hauptsache, sondern der Ton, in dem es gesprochen wird, also die Lautgebärde. Wie hier in scherzhafter Weise, so läßt sich durch Lautgebärden das Mannichfaltigste klar machen. Freude, Schmerz, Lust, kurz alle Empfindungen, Begehrungen und Befürchtungen können durch diese Lautgebärden verständlich gemacht werden.

Man zeigt mir eine schöne Aussicht von hoher Bergeskuppe. Erstaunt rufe ich Ah! Ich weiß vor Entzücken nicht Worte zu finden, aber meine Ah und O verrathen meinen Begleitern vollkommen meine Freude. Ich habe durch diese Laute meine Empfindungen völlig erklärt. Endlich rufe ich: O wie schön, wie prächtig! Wie sehr bin ich erfreut, dies alles zu sehen! — Ich habe gesprochen, ich habe nicht mehr bloße Lautgebärden ausgestoßen, sondern Worte geäußert. Das Wort ist keine Lautgebärde mehr. Ich habe meine Empfindungen in Worte gekleidet und theile sie nun mit. Meine Empfindung war freudiger Natur, mein lautes Ah verrieth sie zur Genüge. Nun spreche ich. Was thue ich denn, indem ich spreche? Erfreut, bin, sehen, sind diese Wörter auch noch unmittelbarer Ausdruck meiner Empfindungen? Sind sie noch Lautgebärden? Verräth ihr bloßer Klang, der bloße Laut schon den Vorgang in meinem

Innern, wie es bei der Lautgebärde der Fall war? Keineswegs, wäre das, so müßte sie ein jeder verstehen. Mein Ah und O versteht der Franzose und Engländer, kurz jeder Mensch. Sie wissen bei meinem Ah, was in mir vorgeht, aber mein „Wie freue ich mich" läßt sie ganz kalt, sie verstehen es nicht. Man sollte denken, meine Empfindung sei nun durch meine Worte klarer ausgedrückt, und dennoch wird sie nun nicht mehr von allen verstanden. Was ist denn in mir vorgefallen in dem Augenblick, wo ich sprach? Das mache man sich klar. Die Lautgebärde war der unmittelbare, von allen verstandene Ausdruck meiner Empfindungen und war kein Wort. Aber „wie freue ich mich" sind Worte. Diese sind zunächst gar nicht mehr Ausdruck einer Empfindung, sondern eines Gedankens. Ich empfand, ich hatte ein Gefühl. Das Gefühl läßt sich nicht beschreiben, nicht mittheilen, aber ich möchte es gern mittheilen. Dazu muß ich es erst in einen Gedanken übersetzen. Diesen kleide ich ein in bestimmte Worte, die bei diesem Volk so, bei jenem so sind, und erkläre auf diese Weise sehr mittelbar den Vorgang in meinem Innern. Der Satz „ich freue mich" ist gar nicht mehr der unmittelbare Ausdruck der Empfindung, sondern die durch den Gedanken und Worte vermittelte Uebersetzung der Empfindung, welche letztere selbst gar nicht einem andern mitgetheilt oder klar gemacht werden kann, wie es alle Liebeslieder bezeugen. Diese sollen die Gefühle der Liebe schildern, aber wie thuen sie es? Nur in Vergleichen und Bildern, in Sätzen, in Worten und Begriffen, sie sprechen nur Gedanken aus, niemals die Empfindung selbst. Daraus wird klar, daß die Empfindung selbst nicht geschildert und mitgetheilt werden kann, und daß deshalb die allen verständliche Lautgebärde bei weitem unmittelbarer die Empfindung ausdrückt, als das Wort, dem erst der Gedanke vorausgeht, und das nicht von allen verstanden wird. Was ich ausspreche, ist keine Lautgebärde mehr, sondern sind Worte und Begriffe. „Wie freue ich mich!" dieser

Satz ist kein Gefühl mehr, bezeichnet auch gar nicht mehr bestimmt gerade die Art und Weise, die Stärke, die Tonart gleichsam des Gefühls, das ich habe, weshalb auch derselbe Satz „wie freue ich mich“ bei den verschiedensten Arten freudigen Gefühls angewandt wird, während durch die Modulation der Lautgebärde viel treffender der Zustand des Gefühls bestimmt wird.

Ich spreche, d. h. ich theile andern mit in Begriffen. Durch Lautgebärden theilte ich unmittelbar Empfindungen und Gefühle mit, durch Worte nur Gedanken und in Gedanken übersetzte Gefühle. Der Kranke seufzt O und ich weiß, was er empfindet. Seine Worte „ich habe Schmerz“ verrathen in ihrem bloßen Laut ganz und gar nichts. „Ich habe Schmerz“ ist ein Gedanke, sind Begriffe, sind Worte, die nur der Deutschredende versteht, sind aber nicht mehr unmittelbarer Ausdruck der Empfindung. Aller Empfindungsausdruck ist, so weit er möglich ist, unmittelbar nur möglich hauptsächlich durch Laut-, weniger, obgleich auch, durch Gliedgebärden, mittelbar durch Gedanken und Begriffe und deren Ausdruck, die Wörter.

V.

Wir müssen also zwei Arten von Sprache unterscheiden: die Laut- und Gliedgebärdensprache und die Begriffssprache. Unterwerfen wir jetzt diese letztere einer näheren Untersuchung. Was ist ein Begriff?

Alle unsere Wörter sind Begriffe wie Pferd, Baum, Mensch, Stein, laufen, schön u. s. w. Was bezeichne ich denn mit dem Worte Pferd? Meine ich damit dieses oder jenes bestimmte Pferd, das braune, den Renner, den Karrengaul? Nein, mit Pferd bezeichne ich alle Pferde, so verschieden sie sein mögen, vom Araberhengst bis zur Mähre. Sie sind alle mit dem Begriff Pferd gemeint. Kein Pferd ist dem andern vollkommen gleich, dennoch bezeichnen wir jedes mit dem Begriff Pferd. Menschen sind Neger, Weiße, Eskimos, Bucklige, Gerade u. s. w.;

so verschieden sie auch sind, wir bezeichnen sie alle mit Mensch. Diese Eigenthümlichkeit waltet in allen unsern Wörtern; sie sind alle Begriffe, aber keiner dieser Begriffe drückt einen bestimmten Gegenstand aus, sondern eine große Menge von Gegenständen. Man zeige mir doch einmal einen Baum. Es ist unmöglich, man kann mir immer nur einen bestimmten Baum, etwa eine Eiche, eine Tanne, eine Palme zeigen, aber einen Baum nicht. Baum drückt das allen Bäumen, wie Pferd das allen Pferden, wie Mensch das allen Menschen Gemeinsame aus.

Alle wirklichen Wesen, wie die Menschen, sind genau von einander durch viele Merkmale unterschieden, aber alle Menschen haben Gemeinsames. Sie sind nicht in Allem gleich, aber in einzelnen Theilen. So ist jeder Mensch von jedem genau durch mancherlei Merkmale unterschieden, in Charakter, Gestalt, Farbe u. s. w., aber trotzdem ist in allen Menschen auch wieder Gleiches, sind in ihnen Merkmale, die allen gemeinsam sind. Diese gleichen, gemeinsamen Merkmale oder Theile werden nun aus allen Menschen, um bei dem Beispiel zu bleiben, gleichsam herausgehoben und zusammengefaßt. Diese Theile, zu einem Complex verbunden, dieser Complex ist nun der Begriff Mensch; dieser Begriff wird nun durch das Wort Mensch gleichsam signirt. So sind alle unsere Begriffe Verbindungen von Merkmalen, die einer Classe von Wesen gemeinsam sind. Jedes einzelne Individuum, wie der einzelne Mensch, der einzelne Baum, ist deshalb dem Begriff gleich und dennoch ungleich: gleich, weil der Inhalt des Begriffs, das allen Wesen Gemeinsame, in jedem einzelnen Individuum steckt; ungleich aber, weil jedes Individuum als ein von jedem anderen genau unterschiedenes außer dem allen Gemeinsamen noch viele Merkmale hat, die nur es selbst hat, nicht aber der Begriff, der ja nur das Gemeinsame bezeichnet. Ein bestimmter Gegenstand ist eine Vorstellung, die ein Individuum, ein vollständiges Ganze ausmacht, ein bestimmter Gegenstand ist deshalb eine Gesammtvorstellung. Dagegen der Begriff enthält in sich nur das allen

Gemeinsame, er enthält die gleichen Theile, deshalb ist der Begriff eine Theilvorstellung. Der Inhalt des Begriffs deckt keine Gesammtvorstellung, aber in jeder Gesammtvorstellung ist der Inhalt des Begriffs enthalten. Weil der Begriff das allen Gemeinsame enthält, deshalb können alle Einzel- oder Gesammtvorstellungen unter den Begriff begriffen werden. Jede Einzel- oder Gesammtvorstellung enthält mehr Merkmale als der Begriff. Der Begriff Baum enthält nur etwa die Merkmale: eine Pflanze mit Wurzeln, Stamm, Zweigen, Blättern. Der einzelne Baum hat bei weitem mehr Merkmale, er hat so und so gebildete Wurzeln, einen hohen oder niedrigen, dicken oder dünnen Stamm, grünliche oder röthliche, gezackte, lineale, herzförmige Blätter u. s. w.

Kurz alle unsere Begriffe sind nichts Wirkliches, sondern nur etwas Gedachtes, nichts das außer uns in der Natur existirte, sondern sie sind nur in unserem Denken. Man kann in der ganzen Welt mir nicht einen Begriff zeigen, man kann ihn nur denken, er ist nur ein Gedanke. Die Wirklichkeit kennt nur Einzel- oder Gesammtvorstellungen, die Begriffe sind gedachte Theilvorstellungen. Die allen Wesen derselben Art gemeinsamen Merkmale, die den Begriff ausmachen, nennen wir den Inhalt des Begriffs. Die Zahl aller der Einzelwesen, die unter den Begriff gehören, nennen wir den Umfang des Begriffs. Nun sagten wir, alle Begriffe seien nur Gedanken. Gäbe es in Wirklichkeit ein Wesen, das dem I n h a l t eines Begriffes z. B. Pferd entspräche, so müßte dies ein Wesen sein, das nur aus den allen Pferden gemeinsamen Merkmalen bestände, aber nicht das Geringste an sich hätte, wodurch sich ein Pferd von dem andern unterscheidet. Sollte dieses Wesen andrerseits dem U m - f a n g des Begriffs Pferd entsprechen, so müßte es nicht allein das allen Pferden Gemeinsame, sondern auch alle Verschiedenheiten aller Pferde zugleich an sich tragen. Im ersten Fall dürfte dies Wesen weder Schimmel noch Rappe, noch Araber, noch Engländer, noch so oder so groß und dick und gestaltet

u. s. w. sein. Im zweiten Fall müßte es umgekehrt zu gleicher Zeit sowohl Araber als Engländer, sowohl Rappe, als Schimmel, sowohl krumm und lahm, als Renner u. s. w. sein. Daran sieht man, daß es ein Wesen, welches einem unserer Begriffe, deren Ausdruck die Wörter, entspräche, in Wirklichkeit nicht giebt, daß alle unsere Begriffe nur Gedachtes sind, und daß daher unsere Wörter als Ausdruck unserer Begriffe nichts Wirkliches, sondern zunächst nur Gedachtes bezeichnen.

Die Begriffe bilden sich also, indem sich die gleichartigen Merkmale von den ungleichartigen absondern und sich vereinigen. Der Ausdruck des Begriffs ist das Wort. Alle unsere Wörter bezeichnen daher nie einen bestimmten Gegenstand, sondern eine große Anzahl sowohl gleicher als verschiedener Gegenstände. Soll durch das Wort ein bestimmter Gegenstand bezeichnet werden, so kann das nur durch nähere Beschreibung, durch Angabe individueller Merkmale, durch einen Hinweis mit dem Finger oder demonstrative Pronomina erreicht werden. Der Ausdruck des Begriffs ist das Wort. Das Wort ist ein Laut, der an sich ganz gleichgültig ist. Der Begriff Baum ist bei allen Völkern, die Bäume kennen, derselbe, der lautliche Ausdruck ist verschieden, wie die Sprachen verschieden sind.

VI.

Ehe das Wort entstehen kann, muß der Begriff dasein. Der Begriff, der Gedanke ist das erste, sein Ausdruck, sein Kleid, das Wort ist das zweite. Keine Sprache konnte entstehen, wenn nicht erst im Menschen sich der Begriff durch Denken bildete. Wo also eine Begriffssprache ist, muß erst ein Begriff sein, muß erst ein Vermögen sein, Begriffe zu bilden, ein Begriffsbildungsvermögen. Ohne dieses Vermögen, Begriffe zu bilden, keine Begriffe, und ohne solche Begriffe überhaupt keine Sprache. Denn was ist der Begriff? Eine gedachte Theilvorstellung, unter der die ungemessene Zahl der wirklichen

Einzel- oder Gesammtvorstellungen zusammengefaßt wird. Man nehme nun einmal dieses Vermögen, Begriffe zu bilden, weg, man stelle sich vor, man hätte nicht diese wunderbare Fähigkeit, eine ungeheure Anzahl ähnlicher, aber doch jeder von jedem verschiedener Gegenstände in ein Gedankenbild, den Begriff, und dessen Ausdruck, in ein Wort zu fassen — so müßte man, um eine Sprache, um Wörter zu bilden, dann ebenso viele lautliche Bezeichnungen haben, als wirkliche einzelne Gegenstände in der Natur sind. Man könnte dann nicht mehr alle Bäume in das Wort Baum zusammenfassen, sondern man müßte jedem einzelnen Baum, so viel deren überhaupt sind, einen besondern Namen geben. Man könnte dann nicht mehr die Eichbäume Eichen nennen, denn Eiche ist schon ein Begriff, der alle die verschiedenen Eichbäume in sich schließt, sondern man müßte diesen Eichbaum etwa Peter, den andern Paul, den dritten Hans u. s. w., jeden einzelnen mit einem bestimmten Namen nennen. Man könnte nicht mehr sagen Sand am Meere; man müßte jedes und jedes Sandkörnchen besonders benamsen. Man könnte nicht mehr reden von Mensch, man kennte gar nicht das Wesen Mensch, sondern man kennte dann nur diesen, jenen bestimmten, jeden mit besondrer Benennung versehenen Menschen. Jedes einzelne Wesen, so unzählig viele in der Welt sind, hätte ohne Vermögen Begriffe zu bilden unter der Annahme, daß dann noch eine Sprache möglich wäre, ein besondres nur ihm zugehöriges Wort, also so unzählig die Gegenstände und Wesen und Individuen in der Natur wären, so unzählig wären auch die Wörter dieser Sprache. Wie es nun unmöglich ist, die Dinge in der Natur auszuzählen, so wäre es auch unmöglich, je diese Sprache auszubilden und auszulernen, kurz es wäre überhaupt jede Sprache unmöglich. Welches Menschengehirn könnte die Ueberzahl bewältigen! Und das ist das Geringste! Denn es wäre auch auf der Stelle aus mit allem Denken. Ohne dieses wunderbare Vermögen Begriffe zu bilden und in ihnen zu denken,

wie wir es ja allein thun, hätten wir blos noch Einzelvorstellungen, wir hätten nur Bilder von diesen oder jenen ganz bestimmten Gegenständen in uns. Wir wüßten nichts mehr von dem Wesen der Dinge. Denn der Begriff drückt das Wesen der Dinge aus. Das einer Anzahl Dinge Gemeinsame ist ihr Wesen. Das Gemeinsame, d. i. das Wesen erkennt und erfaßt ja der Begriff. Ohne diese Begriffe und das Vermögen, sie zu bilden, hätten wir keine Fähigkeit mehr, das Wesen der Dinge zu erkennen, wir wüßten nichts mehr vom Wesen der Dinge. Jede Wissenschaft aber setzt ihre Aufgabe eben darin, das Wesen bestimmter Dinge zu erkennen und zu erfassen. Also alle Allgemeinheit des Denkens wäre aufgehoben; das Denken, wenn es dann noch Denken wäre, das Urtheilen, wenn es dann noch möglich wäre, bezöge sich dann nur stets auf einzelne, genau bestimmte Gegenstände. Wir könnten nicht mehr urtheilen: Bäume sind grün, sondern nur dieser ganz bestimmte Baum Peter und jener genau unterschiedene Baum Paul and der dritte, vierte, tausendste u. s. w. Baum ist grün. „Ist grün" könnten wir auch nicht mehr urtheilen. Denn ist, sein ist der abstracteste Begriff von allen. Das Prädicat Sein kommt allen Wesen zu, ist allen gemeinsam, so viele da sind. Also Sein könnte nicht mehr ausgedrückt werden oder, so viele verschiedene Wesen es giebt, denen allen das Prädicat, der abstracte Begriff Sein zukommt — bei so vielen Wesen müßte man das Sein ohne Begriffe stets anders und stets verschieden ausdrücken. Grün könnte nicht mehr geurtheilt, auch nicht gedacht werden, sondern so viele verschiedene Abstufungen und Variationen grüner Farbe es giebt, so viel verschiedene Benennungen müßte man haben. Da nun die verschiedenen Stufen des Grünen unzählige sind, so würde allein die völlige Bezeichnung dieser Farbe schon unzählige Wörter fordern. Das Urtheil: Bäume sind grün, wäre demnach absolut unmöglich. Wenn nun schon dieses winzige, nichtssagende Sätzchen schlechterdings nicht allein unaussprechbar, sondern, da es

aus Begriffen, die nur Gedachtes sind, besteht, undenkbar wäre, wie sollte es da erst zu solchen Vorstellungen kommen, wie Tugend, gut, Eigenschaft, Beziehung, Grund und Folge, Wirkung und Ursache, Sprache, denken, zu diesen Vorstellungen, die nur Begriffe, nur Gedachtes sind; wie wären da noch Wissenschaften möglich, die ja fortwährend nur in Begriffen denken, wie wäre da die geringfügigste Unterredung zwischen zwei Personen möglich! Es gäbe keine Sprache mehr, weil es kein Denken mehr gäbe. Denn alles Denken geschieht nur in Begriffen, die selbst nur Gedachtes sind, für die der Ausdruck die Sprache ist. Es ist klar, ohne Begriffe keine Sprache, ohne Begriffe also auch kein Begriffsbildungsvermögen, d. h. kein Denken und nichts, was durch Denken errungen wird. Nichts mehr von Wissenschaft und Kunst, nichts mehr von kluger Ueberlegung und Voraussicht, nichts mehr von bewußtem Handeln, kein Lehren und Lernen mehr, keine Ueberlieferung und Fortbildung mehr, Stillstand in allem, alles wäre aufgehoben, was den Menschen zum Menschen macht.

Sprache ist nur möglich, wenn es Begriffe giebt. Diese setzen das Begriffsbildungsvermögen, d. h. das Denken voraus. Ohne Sprache, sahen wir, keine Ueberlieferung, ohne diese keine Entwicklung auf geistigem Gebiete. Wo also eine solche Entwicklung stattfindet, muß Sprache sein und muß Begriffsbildungsvermögen, d. h. Denken sein. Dieses Vermögen der Begriffsbildung, d. h. des Denkens, nennen wir Vernunft. Also geistige Fortbildung — Sprache — Vernunft bilden eine untrennbare Kette. Wo das eine ist, ist auch das andre; wo das eine fehlt, fehlt auch das andre.

VII.

Fassen wir unsere ganze Untersuchung nun zusammen und machen wir die Nutzanwendung auf die Thiere. Die Thiere haben sich auf geistigem Gebiete, in ihrem Wissen, nicht fort-

entwickelt, sie haben keine Ueberlieferung, sie haben keine Sprache, sie haben keine Begriffe, sie haben keine Vernunft, kein Denken. Denn hätten sie Vernunft, so hätten sie Sprache und Ueberlieferung, so hätten sie sich fortentwickelt wie die Menschen, die nur durch diese Factoren sich fortentwickelt haben, so wären sie Menschen, aber — sie haben sich nicht fortentwickelt.

So unantastbar und unbezweifelbar die geistige Fortentwicklung und die Vermehrung des Wissens der Menschen ist, und so sicher es ist, daß die Thiere solche geistige Errungenschaften nicht erfochten, sondern in ihrem Wissen und in allen ihren Verhältnissen dieselben geblieben sind; so gewiß ferner es ist, daß die geistigen Fortschritte der Menschheit nur durch Ueberlieferung, diese aber einzig durch die Sprache, und diese wiederum allein durch Begriffe, d. h. durch Denken, durch Vernunft ermöglicht wird — so gewiß ist es auch, daß den Thieren, die nicht fortschritten, alle diese Bedingungen der Fortentwicklung fehlen.

Den Thieren fehlt die Vernunft, fehlen die Begriffe und daher auch die Begriffssprache des Menschen. Der berühmte Sprachforscher Schleicher sagte einst: „Könnte ein Schwein sagen: Ich bin ein Schwein, so wäre es kein Schwein mehr.“ Das ist richtig, denn indem es spräche, gebrauchte es Begriffe, hätte es Begriffsbildungsvermögen, kurz wäre ein Mensch. Aber die Thiere geben doch Laute von sich, augenscheinlich auch drücken sie durch ihre Stimme und zumal durch die verschiedenen Tonlagen derselben verschiedene Stimmungen, ihre Wünsche, ihre Furcht, ihr Wohlbehagen aus. Das ist ganz richtig. Wir haben bei der Analyse der Sprache gezeigt, wie man wohl unterscheiden muß zwischen Gebärden- und Begriffssprache. Wir zeigten auch, wie vielerlei sich schon alles durch die Gebärden- und zumal Lautgebärdensprache ausdrücken und verständlich machen lasse. Dieselbe ist keineswegs mittellos, ja sie war bei weitem der unmittelbarere Ausdruck für alle Gefühle, Empfindungen und Begehrungen, weit unmittelbarer als die Begriffssprache. Der

Mensch hat Begriffsprache und Gebärden- (sowohl Glied- als Lautgebärden-) sprache, das Thier hat nur die letztere. Wir haben das vollkommen durch unsere ganze Untersuchung bewiesen. Auch führten die eifrigsten empirischen Beobachtungen, z. B. Schleichers, zu demselben Resultate. Den Thieren steht nur diese Sprache zu Gebote. Hätte das Thier eine Begriffsprache, so müßte dieselbe bei gleichartigen Thieren in verschiedenen Ländern ebenso verschieden sein, als die Begriffsprache der Menschen in verschiedenen Ländern verschieden ist, so müßte etwa die französische Katze anders miauen als die deutsche, der Ochs in Amerika, der nichts von seinem europäischen Bruder weiß, anders brüllen als dieser. Man sieht, zu welchen Absurditäten man gelangt, wollte man den Thieren durchaus etwas aufbürden, was nur den Menschen eignet. Nur diese haben Begriffsprache, und je entwickelter ein Volk in seinem Denken ist, desto allgemeiner werden die Begriffe, desto abstracter wird seine Sprache, desto mehr Einzelvorstellungen werden in eine Theilvorstellung, d. h. einen Begriff zusammengefaßt, was nichts anderes sagen will, als daß das Denken dieses Volkes sich eine immer weitere und weitere Uebersicht über den Zusammenhang der Dinge erwirbt, daß seine Erkenntniß sich stets mehr erweitert und vertieft. Je weniger entwickelt ein Volk ist, je niedriger die Culturstufe, auf der es steht, um so weniger abstracte Begriffe besitzt seine Sprache, d. h. um so weniger kann es denken. Das ist z. B. der Fall bei den Sprachen der Indianerstämme Amerikas. Während wir das Wort „gehen" gebrauchen für alle möglichen Arten des Gehens, hat der Indianer ein besonderes Verbum, um das Gehen in der Hütte, im Walde, auf der Prairie, in Stiefeln, in Schuhen, barfuß u. s. w. auszudrücken. Fuß bei uns bezeichnet den Fuß von Thieren, Stühlen, Tischen, Bergen, Thürmen u. s. w. Der Indianer hat für den Fuß eines jeden ihm bekannten Thieres einen besondern Namen. Nicht nur das, nein auch die Be-

ziehungen, welche unsere Sprache ausdrückt durch Beziehungswörter wie Präpositionen und Conjunctionen, werden bei ihm durch besondre, hauptsächlich verbale Flexionsformen ausgedrückt, so daß die vollständige Conjugation eines indianischen Zeitworts einen Folianten ausfüllen würde (Schleicher). Der Anschauungs- und Vorstellungskreis eines Indianers ist ja sehr gering, beschränkt auf Jagd, Fischfang und die ihn umgebende Natur. Trotzdem übertrifft der Wortreichthum einer Indianersprache bei weitem den einer Cultursprache. Der Grund davon ist: diese Sprachen haben sich noch nicht so zu abstracten Begriffen aufgeschwungen. Sie sind sehr anschaulich, aber auch nur das, daher nicht fähig zum allgemeinen Denken, entfernt von der Anschauung, zum wissenschaftlichen Denken. Sie sind zu anschaulich, daher weitläufig. Das Sprechen nimmt in der That schon so viel Zeit hin, daß man zum Denken nicht kommen kann.

Alle menschlichen Sprachen stimmen darin überein, daß sie aus Begriffswörtern bestehen. Auch die wenigst abstracte menschliche Sprache ist stets eine Begriffsprache. Das Thier hat Gebärdensprache, d. h. hauptsächlich Laut- aber auch Gliedgebärdensprache. Das Wedeln, das Springen und Tanzen vor Freude ist auch eine Sprache. Dieser Laut- und Gliedgebärdensprache bedient sich das Thier, und es ist gar keine Frage, daß hierin ein Thier dem andern Mittheilungen machen kann. Was aber theilt das Thier mit? Wir haben durch den untrennbaren Zusammenhang von Fortbildung, Ueberlieferung, Begriffsprache und Denken bewiesen, daß dem Thiere das Vermögen, Begriffe zu bilden, d. h. das Denken fehlt. Gedanken theilt also das Thier nicht mit. Begehrungen und Wünsche sind keine Gedanken, sind Gefühle und Triebe. Wir Menschen, wenn wir Triebe, Begehrungen, Gefühle in Worten aussprechen, haben sie erst in Gedanken übersetzt. Begehrungen, d. h. durch natürliche Triebe erweckte, und Gefühle spricht das Thier in seiner Sprache aus. In dieser Lautgebärdensprache versteht ein Thier das andre, oder

richtiger gesagt, fühlt ein Thier dem andern nach, wie es auch der Mensch thut, weil diese Sprache, wie wir oben zeigten, der unmittelbare natürliche Ausdruck der Gefühle bei allen ist. Wir greifen hier dem weitern Verlauf unserer Untersuchung ein wenig vor. Das Thier hat, wie wir nachher noch zeigen werden, Vorstellungsvermögen, das aber mit dem Denken nichts zu thun hat, und Triebe. Nach diesen beiden handelt es und die durch diese beiden Factoren hervorgebrachten Begehrungen kann es einem andern Wesen durch Glied- und Lautgebärden verständlich machen. Unsere nachherige Untersuchung wird das noch weiter erläutern. Hier vorläufig nur ein Beispiel! Einer Schwalbe ist ein Sperling ins Nest gedrungen. Sie kann ihn nicht vertreiben. Sie begehrt indeß, den Feind zu vernichten. Sie sucht Hülfe. Sie fliegt zu ihren Genossen und piept und zwitschert ängstlich. Sie drückt ein Gefühl aus. Das Gefühl als das natürliche, von allen selbst schon gefühlte, wird auch bei den andern erweckt. Sie werden aufmerksam. Die Schwalbe fliegt hin und her, ja zupft vielleicht die andern und zeigt den Weg. Jetzt fliegen die andern mit, noch nicht wissend, was es geben wird. Sie kommen zum Neste der Depossedirten und sehen nun, was vorgefallen. Jetzt mit der empfangenen Vorstellung erwacht sogleich der allen gemeinsame Trieb gegen den Feind, und nun handeln sie. Die Schwalbe spricht nicht in Worten zu den andern; die andern Schwalben werden nur erst aufmerksam und fliegen mit, bis jetzt ohne zu wissen, was es giebt. Erst wenn sie an Ort und Stelle sind, sehen sie und verstehen sie. Anders bei einem depossedirten Menschen. Der braucht nicht erst seine Freunde hinzuzerren, daß sie sehend verstehen, sondern erzählt und spricht in Begriffen, und die Freunde wissen genau den Vorgang, ohne daß sie mit Augen sahen. So theilt ein Thier in seiner Laut- und Gliedgebärdensprache wohl Begehrungen und Gefühle mit — aber nie Gedanken. Nur aufmerksam wird ein Thier durch des andern Gebärdensprache gemacht, zum Verstehen

gelangt es indeß stets erst durch eigene Anschauung und Erfahrung. Genauer wird das alles noch durch den spätern Gang unserer Untersuchung bewiesen werden, sobald wir erst das Vorstellungsvermögen und das Triebsystem der Thiere werden beleuchtet haben.

VIII.

Die Ergebnisse unserer bisherigen Untersuchung concentriren sich in dem Hauptresultat, daß die Menschen Begriffsprache und (sine qua non) Begriffsbildungsvermögen, d. h. Vernunft besitzen, und daß sowohl diese Sprache als auch demgemäß dieses Begriffsbildungsvermögen den Thieren abgeht.

Wir entdeckten das, indem wir die Thatsache constatirten, daß sich bei den Menschen geistige Fortentwicklung, Vermehrung ihres Wissens findet, bei den Thieren nicht. Zu dieser Thatsache suchten wir die Bedingungen, durch die sie allein zu Stande kommen konnte. Als Bedingung, sine qua non, der Entwicklung entdeckten wir die Ueberlieferung, deren einzige Bedingung die Sprache war, deren einzige Bedingung die Begriffe waren. Diese setzten voraus ein Vermögen, Begriffe zu bilden. So entdeckten wir aus den der Vernunft entspringenden Wirkungen die Ursache dieser Wirkungen, die Vernunft selbst. Wo jene Wirkungen sind, muß diese Ursache sein. Wo diese Wirkungen, die nothwendig aus dieser Ursache folgten, nicht sind, konnte auch die Ursache nicht sein. Bei den Thieren waren nicht die Wirkungen, also auch nicht die Ursache. Weil also keine Fortbildung war, war auch keine Ueberlieferung, war keine Sprache, war keine Vernunft. Vernunft also fehlt den Thieren. Es obliegt uns nun, zu zeigen, was demnach den Thieren an seelischen Vermögen bleibt. Zu dem Ende werden wir die menschlichen Geistesvermögen in ihren Hauptunterschieden charakterisiren, und in Vergleich mit diesen werden dann die der Thiere uns erhellen.

Zweites Kapitel.

I.

Der Mensch hat das Vermögen der Begriffsbildung, die Fähigkeit zu denken, aber dies Vermögen muß, um alle seine Anlagen zu entfalten, einen Stoff haben, an dem es seine Kräfte bethätigen und ausbilden kann. Ohne diese Bethätigung und ohne den Stoff dazu kann es seine Kräfte nicht geltend machen. Vergleichen wir einmal um der Anschaulichkeit willen die Denkfähigkeit einem künstlichen Webstuhle. Ohne diesen Webstuhl können nicht die köstlichen, kunstreichen Stoffe und Muster hergestellt werden, aber der Webstuhl allein aus sich kann ebensowenig die Stoffe fabriciren. Damit das Muster gefertigt werde, muß sowohl der Webstuhl zum Arbeiten als auch das Rohmaterial zur Verarbeitung vorhanden sein. So muß auch der Denkwebstuhl, d. i. das Vermögen zu denken, damit es Gedachtes hervorbringe, gleichsam ein Rohmaterial haben. Dieses empfängt es, um im Bilde zu bleiben, von seinen Producenten, zunächst von den Sinnen.

Ohne Sinne könnte der Mensch nicht das Geringste weder wissen von der Welt noch denken über die Welt. Die Welt ist für den Menschen ohne Sinne geradezu nicht da. Die Welt ist freilich für den Menschen nicht durch die Sinne allein, aber sie ist ebensowenig ohne dieselben. Gesetzt die Augen wären den Menschen geraubt, und es gäbe nichts Sichtbares mehr für sie: die Welt des Sichtbaren wäre für den Menschen nicht mehr, es gäbe kein Licht und keine Farbe mehr. Ohne Gehör existirte

keine Welt des Hörbaren, keine Töne mehr. Ohne Geschmack und Geruch nicht mehr die Welt des Geschmacks und des Geruchs, ohne Gefühl nicht mehr die Welt des Fühl- und Tastbaren, kurz ohne Sinne existirte für den Menschen keine Welt mehr, er wüßte nichts mehr von der Welt.

Damit also die Denkfähigkeit zum Denken über die Welt kommen könne, muß durch das Thor der Sinne diese Welt gleichsam in die Werkstatt des Denkens hineinziehen. Die Sinne und ihre Thätigkeit sind nicht die Ursache und der Grund des Denkens, aber die erste Bedingung. Das Vermögen und die Bethätigung der Sinne nennen wir die Empfindung. Unter sinnlicher Empfindung verstehen wir aber weiter nichts, als die Fähigkeit der Sinne, Reize zu empfangen, die Reizfähigkeit der Sinne.

Jedoch die sinnliche Empfindung, d. h. die Eindrücke der Welt mit allem, was darinnen ist, auf unsere Sinne, die Sinnesreize allein sind noch nicht im Stande, dem Denken das zu verarbeitende Material zu vermitteln. Ein andres Vermögen muß noch hinzutreten. Auch die Sinne eines Schlafenden sind reizfähig und empfangen Eindrücke. Das Licht, das man vor seine Augen hält, dringt durch die zarte Decke der Augenlider hindurch und schimmert in das Sehorgan hinein, gleichwohl bemerkt es der tief Schlafende nicht. Die Schallwellen, die ein Schrei, ein fallender Körper hervorbringt, schlagen so gut an das Trommelfell des Schlafenden wie des Wachenden, dennoch bemerkt es der Schlafende nicht. Der bloße Sinnesreiz, die Empfindung allein überliefert mithin noch nicht die Außenwelt dem Denkvermögen. Die Sinnesempfindung ohne Aufmerksamkeit bringt nicht zum Bewußtsein. Erforderlich ist also ein Vermögen, das die bloße Empfindung gleichsam anschaulich macht. Dies Vermögen nennen wir die Anschauung. Durch die Anschauung wird aus der Empfindung die Erscheinung. Die angeschaute Empfindung ist die Erscheinung. Man verstehe das

Wort Anschauung richtig. Anschauung heißt nicht das Sehen mit den Augen, sondern gleichsam das Sehen der Aufmerksamkeit, das Sehen des Bewußtseins. Das Vermögen der Anschauung in diesem Sinne macht aus den Eindrücken aller Sinne sowohl des Gehörs als des Gesichts u. s. w. die Erscheinung. Die Erscheinung ist also der ins Bewußtsein gedrungene Sinnesreiz, wie z. B. ein deutlich gehörter Laut, ein deutlich gerochener Duft.

Eine anschaulich gemachte sinnliche Empfindung ist nun in uns eine vorgestellte Erscheinung geworden. Jetzt erst erscheint uns ein Baum als anschaulich gemachte Empfindung des Auges, ein Ton als anschaulich gemachte Empfindung unseres Ohres und so bei allen andern sinnlichen Eindrücken. Ein Betrunkener, dem es wie ein Mühlrad im Kopf herumgeht, der nicht mehr weiß, was er spricht, hat fast nur noch Empfindung, kaum noch Anschauung. Er hört und unterscheidet kaum noch Worte, Töne und Laute; Tische, Zimmer, Häuser sind ihm schwankende Gestalten, es ist ihm einerlei, was über seine Zunge fließt; jegliches erscheint ihm verschwommen, weil sein Vermögen der Anschauung auch eben im Verschwimmen begriffen ist. Dieses Vermögen also macht erst für den Menschen die Welt der Erscheinungen. Nun erst sieht, hört, riecht, schmeckt und fühlt der Mensch. Nun erst erscheint ihm ein Baum, ein Berg, ein Ton als ein zusammenhängendes Bild, er schaut an.

Man überschätze indeß die Anschauung noch nicht. Die bloße Anschauung ist noch kein begriffliches Denken, ist nur erst ein Vermögen, das uns eine Empfindung als ein räumliches und zeitliches Ganze zusammenfassen läßt und so als Bild in uns festhält. Wir haben durch die Anschauung nur erst einzelne in Raum und Zeit getrennte oder verknüpfte Erscheinungen als zusammengehörige Gesammtdinge; was sie sind, in welchem Verhältnisse sie zu einander und zu sich selbst stehen, über ihr Wesen, ihren Ursprung, ihren inneren Zusammenhang, über das alles

belehrt uns die Anschauung noch nicht. Darüber giebt uns erst das eigentliche Denkvermögen, das Vermögen der Begriffsbildung Auskunft.

Die Begriffe wurden aus den durch die Anschauung hervorgebrachten Einzelvorstellungen oder Erscheinungen dadurch gebildet, daß die in den Einzelvorstellungen gemeinsamen, gleichen Theile abgesondert, herausgehoben und zu einer nur in uns gedachten Vorstellung verknüpft wurden. Diese Vorstellung des Theilcomplexes war der Begriff. Machen wir uns nun klar, welche Voraussetzungen nöthig sind, damit der Begriff entstehe. Die Anschauung hatte blos ganze Vorstellungen, sie sah nicht deren Zusammenhang und Wesen, gleichsam das Innere nicht, sondern nur das Aeußere. Ganz anders nun das Denkvermögen oder die Vernunft, wie wir es nennen wollen. Diese sieht an der Erscheinung mehr als das Aeußere. Die Anschauung sah nur eine Erscheinung und noch eine und noch eine, sie verglich nicht, prüfte nicht ihren Zusammenhang, fand nicht das in ihnen Gleiche. Das alles thut nun die Vernunft. Diese sieht Erscheinungen, aber mehr als das, sie begreift sie, macht sie zu Gegenständen oder Objecten ihrer Untersuchung, zu Erkenntnißobjecten, d. h. sie beurtheilt sie. Es ist also festzuhalten, daß ein großer Unterschied zwischen der Vorstellung von einem Etwas als bloßer durch die Anschauung producirter Erscheinung und zwischen der Vorstellung von einem Etwas als einem durch das Begriffsbildungsvermögen erzeugten Erkenntnißobjecte besteht.

Die Thätigkeit der Vernunft ist also Urtheilen. Damit ist gesagt, daß die Vernunft selbstbewußt ist, denn Urtheilen ist Unterscheiden. Die erste Bedingung zum Urtheilen ist deshalb, daß das Urtheilende sich unterscheide von dem zu Beurtheilenden, was nur möglich ist durch Selbstbewußtsein. Wer urtheilen will, muß selbstbewußt sein. Die Vernunft als selbstbewußte beurtheilt und unterscheidet die bloßen Erscheinungen, forscht ihrem Ursprung, ihrem Grunde nach, vergleicht sie, findet ihre Ver-

schiedenheiten, ihre Gleichheiten. Durch Verknüpfung dieser bildet sie nun den Begriff. Damit also ein Begriff sich bilde, ist ein Vermögen erforderlich, dessen Charakter Selbstbewußtsein und Urtheilskraft ist. Selbstbewußtsein und Urtheilskraft, deren eines nicht ohne das andere gedacht werden kann, bilden also das Wesen der Vernunft. Da, wo dieses Vermögen der Vernunft fehlt, fehlt deshalb auch Urtheilskraft und Selbstbewußtsein, d. i. nicht blos ein Gefühl, daß man da ist, ein Sichfühlen, sondern ein denkendes Wissen von, über und durch sich; nicht nur ein bloßes Bewußtsein seines und anderer Körper oder Erscheinungen vermöge der Empfindung und Anschauung, sondern ein denkendes Bewußtsein seiner Denkthätigkeit durch das Denken, ein Selbstbewußtsein, das wir auch Persönlichkeit nennen.

Damit der Mensch über die Welt denken könne, ist also erforderlich 1) sinnliche Empfindung, 2) das Vermögen der Anschauung, wodurch aus den sinnlichen Empfindungen Erscheinungen werden. Dieses Vermögen der Anschauung nennen wir Verstand im Unterschiede von der Vernunft; 3) die Vernunft, das Begriffsbildungsvermögen, d. h. das Vermögen, die durch die Anschauung producirten Erscheinungen zu beurtheilen, zu Erkenntnißobjecten zu machen, was nur durch Selbstbewußtsein, d. h. Persönlichkeit geschehen kann.

II.

Wir haben in dem ersten Kapitel unserer Untersuchung bewiesen, daß die Thiere, weil sie sich nicht geistig fortgebildet haben, keine Ueberlieferung, keine Sprache, kurz kein Vermögen haben, Begriffe zu bilden. Das Vermögen, Begriffe zu bilden, setzt voraus Urtheilskraft, Selbstbewußtsein, d. h. denkendes Wissen von sich, Persönlichkeit. Den Thieren fehlt das Vermögen, Begriffe zu bilden, also auch die Urtheilskraft, damit die Fähigkeit, logische Schlüsse zu bilden, das persönliche Selbstbewußtsein mit allem, was daraus folgt, als Freiheit des Willens

und ethische Begriffe, mit einem Worte die Vernunft. Alle diese Vermögen hängen zusammen, keines kann ohne das andre bestehen; wo eines ist, muß das andre sein. Vernunft im erklärten Sinne und alles, was diese in sich begreift, besitzen die Thiere bewiesenermaßen also nicht. Mithin bleibt ihnen, nach Abzug der Vernunft, die sinnliche Empfindung und das Vermögen der Anschauung, der Verstand, wie wir es nannten. Wie sich aus diesen und dem System der natürlichen Triebe das thierische Handeln zusammensetzt, haben wir nun auszuführen.

III.

Das Thier hat Sinne, es hat sinnliche Empfindung, wie der Mensch. Wie beim Menschen aber muß zu dem sinnlichen Eindruck erst noch das Vermögen der Anschauung hinzutreten, um den Eindruck zur angeschauten Empfindung, d. h. zur Erscheinung zu machen. Man muß sich nur unter Erscheinung nicht blos äußere, von uns getrennte Gegenstände (die als Anschauungen doch auch in uns sind) vorstellen, sondern Erscheinung ist z. B. auch ein Schmerzgefühl. Angenommen ich chloroformire ein Thier und brenne es dann. Der Eindruck auf die Nerven, auf den Gefühlsinn ist ohne Zweifel da, aber das Thier fühlt den Eindruck nicht, es hat keinen Schmerz, d. h. der Schmerz kommt ihm in seiner Betäubung, bei mangelnder Anschauung nicht zur Erscheinung. Schmerz ist angeschauter Sinnesreiz, angeschaute Empfindung, d. h. Erscheinung.

Damit aus der Empfindung oder dem Sinnesreiz, welcher Art er immer sei, Erscheinung werde, muß also erst das Anschauungsvermögen seine Kraft bethätigen. Diese Kraft nennen wir die Aufmerksamkeit. Unter Aufmerksamkeit hier verstehen wir also durchaus keine begriffliche Denkthätigkeit, sondern einzig die Thätigkeit der Anschauung, welche Erscheinungen bildet. Dieses Vermögen der Anschauung, deren Charakter Aufmerksamkeit ist, genau im erklärten Sinne nennen wir nun Verstand,

die Aufmerksamkeit nennen wir das Bewußtsein. Man unterscheide also genau von Verstand und Bewußtsein die Vernunft und das Selbstbewußtsein. Letztere hat nur der Mensch, erstere auch das Thier. Der Anschauung oder des Verstandes Erscheinungen sind also weiter nichts denn Einzelvorstellungen, durchaus nicht beurtheilte Einzelvorstellungen oder Erkenntnißobjecte. Das ist eben der große Vorsprung, der höhere geistige Grad des Menschen, daß er aus den bloßen Erscheinungen Erkenntnißobjecte machen kann, während das Thier bei den bloßen Erscheinungen stehen bleibt.

Aus der sinnlichen Empfindung macht das Thier durch seine Aufmerksamkeit, d. i. durch die Thätigkeit des Anschauungsvermögens seine Erscheinungswelt. Die Erscheinungswelt ist deshalb verschieden von der des Menschen. Es ist schwer, sich in den Zustand hineinzuversetzen, in welchem nach Abzug der Vernunft blos Anschauung und Empfindung die Welt der Erscheinungen macht. Der Mensch betrachtet die Erscheinungen immer als Erkenntnißobjecte. Das Vorstellen der Erscheinungen ohne alle Gedanken (womit nicht gesagt ist ohne Triebe, ohne Begehrungen auf die Erscheinungen — Triebe und Begehrungen sind keine Gedanken), das Vorstellen der Erscheinungen also ohne alle Gedanken über die Erscheinungen, ohne alles Wissen, was die Erscheinungen sind, auch ohne alle Fähigkeit, sie auf ihr Wesen hin zu prüfen, auch ohne zu wissen, wer und was man selbst im Unterschiede von den Erscheinungen ist, heißt blos mit Empfindung und Anschauung vorstellen. Da den Thieren alles Denken abgeht, so haben sie nur Erscheinungen ohne alle Gedanken, so haben sie nie Erkenntnißobjecte. Den Unterschied zwischen beiden haben wir schon oben genugsam klar gemacht und verweisen besonders darauf zurück.

Wenn wir sagen, das Thier habe nur Einzelerscheinungen und deren räumliches oder zeitliches Zugleich oder Hintereinander, so glaube man nicht, daß damit dem Thiere nun etwas ganz

Absonderliches aufgeladen würde. Man stelle sich vor, wir sähen eine Gegend, wüßten aber weder, was die gesehene wäre, noch hätten wir auch den Drang und die Fähigkeit, es zu erfahren. Wir dächten gar nicht daran, daran zu denken, was es wohl wäre, d. h. wir sähen, aber dächten gar nichts — so würden wir gleichwohl das Bild der ganzen Gegend in uns haben, wir hätten die Eindrücke hoher Berge, verschiedener Farben und Gestalten, wir sähen Bewegungen, hörten den Wasserfall und das Brausen des Windes, fühlten Kälte und Hitze u. s. w. — nur eins fehlte, wir dächten nichts dabei, wir wüßten nicht, was es wäre. Deshalb man eigentlich in diesem Fall nicht sagen kann: wir sähen Berge, wir fühlten Kälte und Hitze, sondern man müßte sagen: wir sähen, was die Menschen Berge, wir fühlten, was die Menschen Kälte und Hitze nennen. Das Thier schaut dasselbe an, was der Mensch anschaut, der Mensch thut aber noch mehr als anschauen. Man kann sagen, das Thier sieht und hört u. s. f. dasselbe, wie der Mensch, nur nicht in derselben Weise oder nur nicht mit demselben Erfolge. Der Mensch weiß, was er sieht, er sieht denkend — nicht so das Thier. Warum aber sollte es nicht auch oft Menschen geben, die ebenso gedankenlos sehen wie die Thiere? Nicht ebenso gedankenlos, denn dann wären sie nicht mehr Menschen, aber fast ebenso gedankenlos sehende giebt es.

Das Thier hat nur räumlich und zeitlich Einzelerscheinungen, es empfindet sinnlich auch deren Verschiedenheiten, aber nicht begrifflich deren Unterschiede. Es empfindet wie es ist, aber nicht was und warum es so ist; es schwingt sich nie zum Begriff auf. Es sieht z. B. einen Baum und noch einen Baum, und noch einen Baum. Der Mensch sieht drei Bäume. Das Thier sieht nicht drei Bäume, es sieht überhaupt nicht Bäume. Es sieht nicht Bäume, denn Baum ist ein Begriff, den zu bilden in verschiedenen Erscheinungen die gleichen Theile abgesondert und verknüpft wurden. Dazu gehörte aber die Vernunftfähigkeit,

die Erscheinungen zu Erkenntnißobjecten zu machen, d. h. die Erscheinungen nach ihren Eigenschaften und Merkmalen, nach ihrem Wesen und Unterschiede von anderen zu beurtheilen und diese Erscheinung als solche, individuelle, aus ihrem besonderen Grund und Ursache entstandene zu begreifen. Habe ich erst den Begriff Baum, so weiß ich schon, was diese Erscheinung ist, und zwar allein durch die Thätigkeit der Vernunft. Da diese den Thieren fehlt, so sieht ein Thier also keinen Baum. Es sieht wohl die Erscheinung, die wir Menschen Baum nennen, aber ohne sich über das Was und Wie, über das Wesen dieser Erscheinung Rechenschaft geben zu können, was alles der Mensch erst gethan haben muß, wenn er diese Erscheinung als einen Baum, d. h. begrifflich betrachtet. Das Thier sieht auch keine drei Bäume, überhaupt kennt es keine Zahl, kann nicht zählen. Die Zahl drei wie jede Zahl ist nur ein Begriff. Zählen heißt das Hinzufügen von eins zu eins und das Zusammenfassen dieser hinzugefügten in einen Begriff. In der Natur draußen giebt es keine Zahl, z. B. keine Zahl drei, sondern die Zahlen sind nur Begriffe in uns. In der Natur giebt es einen Baum und noch einen, und noch einen. Diese einzelnen Bäume haben nichts mit einander zu thun. Daß sie zusammengefaßt werden in eine Zahl, in einen Begriff drei, geschieht nur durch unser Denken. Je unausgebildeter dieses, desto geringer die Fähigkeit zu zählen, d. h. Zahlbegriffe durch Denken zu bilden. Die Pescherähs oder Quäquäs können in der That nicht mehr als fünf zählen. Sie können nicht mehr begrifflich zusammenfassen als fünf Erscheinungen. Kommen sie darüber hinaus, so sagen sie Menge, Menge. So bei vielen wilden Völkern, so bei den Kindern, deren Denkfähigkeit in ihrer Entwicklung erst allmählich zu den Zahlbegriffen gelangt. Man sagt, die Elster könne bis vier zählen; habe sie nämlich fünf Jäger in ein Versteck gehen sehen und es gingen vier fort, so sei es mit ihrer bis dahin geübten Vorsicht zu Ende, und der fünfte könne sie dann erlegen.

Die Elster kann überhaupt nicht zählen, geschweige bis vier, aber sollte die Thatsache wahr sein, so ist sie ein Beleg für das Vorstellungsvermögen der Thiere, wie wir es nun weiter entwickeln werden.

IV.

Das Thier hat nur Einzelvorstellungen. Soll daher einem Thiere etwas beigebracht werden, so ist das nicht möglich durch ein Erzählen in Begriffen durch Sprechen, sondern blos durch Anschauungen und Erscheinungen, durch Anschauungsunterricht, nur dadurch, daß man das Thier sinnlich empfinden, riechen, hören, fühlen, schmecken, sehen läßt.

Nun hat das Thier ferner ein Gedächtniß. Daß dieses nicht durch die Vernunft bedingt ist, zeigt z. B. der Umstand, daß Menschen von schlechtem und geringem Denken oft ein riesiges Gedächtniß, während Menschen von ausgezeichnetem Denken oft ein schlechtes Gedächtniß besitzen. Das Gedächtniß ist die Fähigkeit, eine gehabte Erscheinung als Vorstellung festzuhalten. Das Gedächtniß des Menschen ist in seiner Thätigkeit zwiefach. Des Menschen Vorstellungen sind einmal Erscheinungen, wie sie auch das Thier hat, zweitens Begriffe. Das Gedächtniß des Menschen hält demgemäß auch einmal Erscheinungen, zweitens Begriffe fest. Beide Gedächtnisse, so zu sagen, die indeß nicht zwei getrennte sind, sondern eins in seiner Thätigkeit nur nach zwei Seiten gewendet, können bei verschiedenen Menschen verschieden ausgebildet sein. Das Gedächtniß für bloße Anschauungen im Unterschiede von Erkenntnißobjecten bildet, wenn die Erscheinungen Formen und Farben, also angeschaute Empfindungen des Sehsinnes sind, ein Haupterforderniß für den Maler und Bildhauer; wenn sie angeschaute Empfindungen des Gehörsinnes sind, für den Musiker. Maler und Musiker müssen ein starkes Erscheinungsgedächtniß (auch Einbildung genannt) haben, während ihr Begriffsgedächtniß sehr schwach sein kann. Dagegen kann

der Philosoph, der ein ausgezeichnetes Begriffsgedächtniß hat, ein sehr schlechtes Gedächtniß für Töne und Formen, d. h. ein schlechtes Erscheinungsgedächtniß haben. Man sieht hieraus, daß das Gedächtniß weder bedingt ist durch die Vernunft, noch durch die Anschauung, sondern im Gefolge beider ist.

Die Thiere bilden keine Begriffe, ihre Erscheinungen werden keine Erkenntnißobjecte. Das Thier hat ein Gedächtniß, aber nicht für Begriffe und Erkenntnißobjecte, sondern nur für bloße, unbegriffene Erscheinungen. Da das Thier nur diese im Gedächtniß bewahrt, so kann sein Gedächtniß dafür bedeutend scharf und vielumfassend sein. Während im Gedächtniß des Menschen neben Begriffen und durch diese gemachten Erkenntnißobjecten auch bloße Einzelerscheinungen stehen, finden sich im Gedächtniß des Thieres nur diese letzteren. Wir haben eine Erscheinung im Gedächtniß, z. B. daß wir Bäume gesehen haben. Nicht so das Thier. Dieses hat das Bild eines bestimmten und noch eines bestimmten, und so und so viel verschiedener bestimmter Erscheinungen, die wir Bäume nennen, im Gedächtniß. Man sollte denken, daß auf die Weise das Thier nicht sehr viele Gedächtnißbilder sammeln könne. Vergleichsweise aber lasse man sich einmal von einem Maler sagen, welch große Zahl von Bildern, Statuen oder Formen, die er gesehen, oder von einem Musiker, wie viele Tonerscheinungen, d. h. Melodien und Harmonienfolgen er im Gedächtniß trage. Der einzelnen Gedächtnißbilder sind unendlich viele, so auch kann bei den Thieren die Zahl ihrer Gedächtnißbilder bedeutend anwachsen, zumal da sie nur solche zu bewahren haben. Indeß wird in Wirklichkeit die Zahl nie so beträchtlich sein, denn man bedenke, daß der Kreis, in welchem ein Thier lebt, ja stets nur sehr beschränkt ist räumlich und seinem Inhalte nach. Die Umgebung seiner Höhle und was sich dort zu zeigen pflegt, behält das Thier im Gedächtniß. Das Haus, worin der Hund lebt, die Menschen, welche in dem Hause verkehren, Vorgänge, die sich oft wiederholen, die ganz

besonders das Thier selbst betreffen, behält es im Gedächtniß. Stets ist die Sphäre sehr gering, und daher auch der Kreis der Gedächtnißbilder nicht so übermäßig groß.

Die Treue dieser einzelnen im Gedächtniß festgehaltenen Erscheinungen hängt ab einmal von der Schärfe der Sinne, welche bei den Thieren demgemäß außerordentlich ausgebildet sind, und zweitens von der Genauigkeit und Aufmerksamkeit, mit der das Anschauungsvermögen die Empfindungen hat zu Erscheinungen machen können. Flüchtige unter einer großen Menge von Erscheinungen vorübergleitende oder vielleicht nur mit dem einen oder dem anderen Sinnesorgane gemachte Empfindungen und Erscheinungen haften daher nicht im Gedächtniß des Thieres, sowenig wie flüchtig Gehörtes im Gedächtniß des Menschen. Auch ist das Gedächtniß der Thiere sicher stärker und schwächer wie das der Menschen. Hier erklärt sich die Angabe von der Elster, die bis vier zählen könne. Sie kann nicht vier Jäger zählen, aber sie schaut vier einzelne Jäger an. Diese vier einzelnen Bilder haften in ihrem Gedächtniß, das für ein fünftes und mehrere nicht stark genug ist. Sie vergißt den fünften, weil sie nicht fünf Gedächtnißbilder auf einmal festhalten kann. Hat aber das Thier mit allen Sinnen empfunden und die Empfindung aller Sinne durch das Vermögen der Anschauung zur Erscheinung gemacht, d. h. zu einem inneren Bilde (denn die Erscheinung ist in ihm wie beim Menschen), so behält es dieses Bild fest im Gedächtniß und braucht es nie wieder zu vergessen.

Die Erscheinungen im Gedächtniß sind so vielartig als die Sinne sind. Ein gehörter Ton, d. h. die angeschaute Empfindung des Gehörs haftet als Bild im Gedächtniß des Thieres, sowie die anschaulich gemachte Empfindung des Geruchs, des Auges, des Gefühls, des Geschmacks. Daraus erklärt sich, wie Thiere, z. B. Papageien, Staare u. s. w., Wörter nachplappern lernen. Das Gedächtniß behält die Erscheinung, d. i. die an=

schaulich gemachte Empfindung des Ohres. Daher die Thiere auch den Ton der Stimme eines Menschen, bestimmte Wörter, wie ihren Namen, ja Melodien im Gedächtniß behalten. Ein Thier hört und kommt auf seinen Namen, nicht weil es weiß, so heiße ich, sondern weil stets, sobald sein Herr es in die Nähe haben wollte, dieser eigenthümliche Laut ausgesprochen ward, den das Thier im Gedächtniß behielt. Wir bitten, diesen Punkt nicht bei der Erklärung des sog. Abrichtens der Thiere aus den Augen zu lassen, worauf wir später noch näher eingehen werden. Hat ein Thier die Empfindung aller Sinne in einer Erscheinung angetroffen, hat es einen Gegenstand durch Auge, Ohr, Nase u. s. w. zugleich in sich gefaßt, so ist natürlich das Gedächtnißbild um so stärker und haftet um so fester. Das Thier faßt Einzelerscheinungen in seinem Gedächtniß auf. Kommen diese in einer bestimmten Folge hinter einander, so faßt es sie auch in dieser Folge auf und behält sie in seinem Gedächtniß. Ein Vorgang ist eine Reihenfolge von Erscheinungen. So faßt das Thier im Gedächtniß auch Vorgänge auf, freilich, was wir immer im Auge behalten müssen, ganz äußerlich, ohne die Bedeutung oder den Zusammenhang zu begreifen, ohne den Vorgang in das Object einer Erkenntniß zu verwandeln. Gerade deshalb aber erfaßt es diesen äußern Vorgang, diese Reihe von Erscheinungen sinnlich um so schärfer. Man wundert sich, wie ein Thier in dunkler Nacht sicher den Weg nach Hause findet, den ein Mensch verfehlt. Kein Wunder! Hat das Thier den Weg noch nie gemacht, hat es gar nichts seinen Sinnen und seinem Erfahrungsgedächtniß Bekanntes, so findet es den Weg nicht. Hat es ihn nur einmal gemacht, so findet es ihn. Seine Sinne übertreffen die des Menschen weithin an Feinheit und Schärfe. Der Mensch sieht wohl den Weg, aber bemerkt manches einzelne nicht; anders das Thier, welches nur Einzelerscheinungen und deren Zugleich oder Hintereinander bemerkt. Das Thier, wenn es nur Zeit genug hat, sieht jeden einzelnen

Baum viel genauer als der Mensch, es riecht den Weg und empfindet ihn durch Sinne, durch welche der Mensch ihn gar nicht bemerkt, ja es wittert entfernte Merkmale und Anzeichen, die für den Menschen gar nicht mehr Merkmale sind. All dieses einzeln Empfundene und Angeschaute, all diese Einzelerscheinungen werden in der Folge, in welcher sie kommen, als eine Bilderkette im Gedächtniß aufbewahrt und gehen nicht verloren. Dieses Gedächtnißbild wird um so fester, je öfter das Thier diese Erscheinungen in dieser Folge gehabt hat. Wird in Zukunft dies Gedächtnißbild wieder angeregt, so steigt es in seiner ganzen minutiösen Schärfe wieder auf, und von diesem Bilde wird nun das Thier in seinem Handeln und in seinen Schritten gelenkt. Das Bild der Augenerscheinung wird wach und das Thier sucht es außen; das Bild des Geruchs, Gehörs u. s. w. erhebt sich, das Thier sucht, findet sie außen in der sichern Folge seines getreuen Gedächtnißbildes, und ohne beirrt zu werden, geht es sicher wie vormals.

Die Gedächtnißbilder treten im Gedächtniß zurück, sie sinken gleichsam hinab, sie sind nicht stets der Aufmerksamkeit gegenwärtig, wie ja auch dem menschlichen Bewußtsein nur immer der kleinste Theil des Gedächtnißinhaltes gegenwärtig ist; aber nach langer Zeit können sie wieder erweckt werden, entweder durch Triebe oder sinnliche Empfindung.

V.

Das Thier hat nur Einzelvorstellungen oder Reihen von Einzelvorstellungen und Gedächtnißbilder davon. Diesen Gedächtnißbildern und den natürlichen Trieben gemäß ist sein Handeln und Thun eingerichtet. Die natürlichen Triebe, die wir bisher außer Acht gelassen, müssen noch hinzutreten, um alles Handeln des Thieres zu erklären. Um hier klares Verständniß zu erzielen, müssen wir also vorher das angedeutete System der Triebe beleuchten.

Vorläufig halten wir fest, daß das Thier keine Begriffe hat,

deshalb auch von der sog. Außenwelt und allem, was diese darbietet, keine denkende Erkenntniß besitzt, daß es nur Einzelvorstellungen anschaut, ohne daß diese zu Erkenntnißobjecten würden; wir nannten dies Vermögen Verstand, dessen Charakter Aufmerksamkeit oder Bewußtsein war; ferner, daß das Thier in seinem Gedächtniß eine große Menge von solchen Erscheinungen, entweder vereinzelten oder zu Reihen verknüpften, aufbewahrt.

Wie wird nun die thierische Aufmerksamkeit, das Vermögen der Anschauung erweckt, daß sie sich ihres Sinneseindruckes nicht nur anschaulich bewußt wird, sondern auch darnach handelt? Wie kommt das Thier zu einem verständigen Handeln? könnten wir auch fragen, müssen aber bitten, nicht falsch verstanden zu werden. Der gewöhnliche Sprachgebrauch verwechselt meistens vernünftig und verständig. Vernünftiges Handeln ist ihm gleich verständigem Handeln. Nicht so bei uns. Das vernünftige Handeln ist ein Handeln nach bewußten Zwecken und Absichten, aus denkend erwogenen Gründen, mit voller Erkenntniß, weshalb man so handelt. Wir unterschieden genau Vernunft und Verstand. Verständiges Handeln des Thieres in unserem Sinne ist ein Handeln nach Trieben und Gedächtnißbildern ohne alle vernünftige Ueberlegung, ohne bewußte Zwecke und Gründe. In diesem Sinne, der nachher sich noch mehr erläutern wird, fragen wir: Wie kommt das Thier zu einem verständigen Handeln?

Ehe wir darauf antworten, zergliedern wir erst die thierischen, natürlichen Triebe.

VI.

Es ist gewissermaßen ein natürliches Recht, auf das jedes Dasein pocht, sich in seiner individuellen Daseinsform und dem ihm eigenthümlichen Charakter so lange zu behaupten, als es kann. Mit der bestimmten gegebenen Daseinsform ist auch das Recht auf diese Daseinsform verliehen. Jede Aufhebung einer

bestimmten Daseinsform ist deshalb ein Act der Gewalt und darum verknüpft mit hartem Kampfe, mit Angriff und Gegenwehr. Selbsterhaltuug, Widerstand gegen die Zerstörung, so lange als möglich, ist die Parole alles in einem bestimmten Charakter und in einer eigenthümlichen Form Existirenden. Man könnte selbst sagen, die Widerstandskraft, welche der Stein dem zerstörenden Pochhammer entgegensetzt, ist der hartnäckige, unbewußte, natürliche Trieb der Selbsterhaltung auch des unorganischen Daseins. Mit der bestimmten Daseinsform ist auch dieser Naturtrieb ganz unbewußt gegeben. In der Welt der Organismen tritt der Trieb der Selbsterhaltung kräftig und offenbar selbst im kleinsten Wesen hervor. Je feiner die Organismen in ihrer Stufenfolge werden, um so mächtiger, wenigstens um so deutlicher und sichtbarer wird auch dieser Trieb der Selbsterhaltung, welcher nicht abhängt von irgend einer Form geistiger Entwicklung, der wohl durch das Denken und die Vernunft erkannt werden kann, aber nicht durch diese hervorgebracht ist, sondern mit dem einfach formellen Dasein unbewußt entsteht und so lange der Zerstörung entgegenwirkt, bis die Zerstörung selbst übermächtig die Daseinsform und damit den Trieb vernichtet. Der Drang der Selbsterhaltung, welcher Thier und Menschen treibt, Speise und Trank zu nehmen, der ihnen den Todeskampf so ungeheuer schwer macht, ist also der erste mit der entstehenden und erwachenden Daseins- und Lebensform selbst entstehende und erwachende natürliche Trieb und allem Dasein gemeinsam. Auch in Thier und Mensch ist er der erste, stärkste, tyrannischste aller Triebe. Das Thier kann ihn nie aufheben, der Mensch kann es durch die denkende Thätigkeit seiner Vernunft und den durch diese bestimmten Willen zur Aufhebung, d. h. sich des Lebens zu berauben. Nur äußerer Zwang, wozu auch die Auflösung des Organismus im Tode gehört, kann das Thier vernichten, wie es selbst d. h. wie sein eigener Trieb, wie es beim Menschen der Wille vermag. Wir betrachten den Trieb der Selbsterhaltung

hier in Rücksicht des thierischen Daseins. Da dieser Trieb allem Dasein gemeinsam ist, so erstreckt er seine Gewalt in demselben Maße auch auf den Menschen, als dieser selbst unter den thierischen Organismus fällt. Im Triebe der Selbsterhaltung sind alle anderen natürlichen Triebe begriffen, die darum ebenso ursprünglich und natürlich sind, wie der Urtrieb selbst.

Im thierischen Dasein sind zu unterscheiden die Thiere als Individuen und als Gattung, das Individuum und die Gattung. Sowohl das Individuum soll erhalten werden als die Gattung. Wir trennen daher den Selbsterhaltungstrieb in den des Individuums und den der Gattung. Der Selbsterhaltungstrieb der Gattung ist der Geschlechtstrieb mit allen seinen Nebentrieben als Liebe und Fürsorge für die Jungen, Ernährung und Vertheidigung der Jungen gegen Schädigung von Seiten sowohl anderer Individuen als auch verderblicher Einflüsse der Natur, Abwehr derselben durch künstliche Wohnungen u. s. w.

Den Selbsterhaltungstrieb des Individuums nennen wir den Trieb des Wohlbefindens. Dieser zerfällt in zwei Gruppen: Triebe, das Angenehme zu suchen und Triebe, das Unangenehme zu vermeiden. Unter die erste Gruppe gehört hauptsächlich der Ernährungstrieb, der Trieb nach jeder sinnlich angenehmen Empfindung, wie wohlschmeckenden Nahrungsmitteln, Ruhe u. s. w. Unter die zweite Gruppe fällt der Trieb der Vertheidigung, Furcht und Muth. Auch gehört hierher der Freiheitsdrang der Thiere, den man nur nicht mit Freiheit im menschlich edlen Sinne verwechseln darf. Das Thier möchte zum Käfig hinaus, von der Kette weg, weil sein Trieb des Wohlbefindens durch die Beschränkung beeinträchtigt wird. Ein freies Thier des Waldes, an die Kette gelegt, nimmt kein Futter zu sich, nicht weil es sich in menschlich sentimentaler Weise nach der Freiheit sehnt, sondern weil durch diese Beschränkung sein Trieb des Wohlbefindens, d. h. die ganze eigenthümliche Art und Weise seines Daseins und Lebens in der Wurzel beeinträchtigt und

geknickt ist, weil es seine ganz anders gewöhnten Naturtriebe durchaus nicht etwa durch vernünftige Erwägungen umzumodeln vermag und es, so genommen, in der That lebensmüde gemacht wird. Das Leben an der Kette ist nicht sein Lebenselement, wie der Fisch auf dem Sande muß es umkommen, nicht weil es will, sondern weil es nicht anders kann.

Alle Triebe des Thieres drängen auf zweierlei hin, Wohlbefinden des Einzelnen und Erhaltung der Gattung, so daß das ganze thierische Triebsystem als in diesen zwei Hauptformen sich darstellend charakterisirt werden kann. Trieb nach Wohlbefinden und der Geschlechtstrieb sind die zwei Motive, die alles thierische Handeln und Nichthandeln, Thun und Lassen bestimmen, in soweit wir es ein im oben erklärten Sinne verständiges Handeln nennen können. Man verwechsle nicht Triebe und Leidenschaften. Leidenschaften wie Wuth, Raserei, Tollheit lassen den Menschen weder vernünftig noch verständig und lassen das Thier nicht mehr verständig handeln, sondern blind rasen. Durch den Trieb des Wohlbefindens können auch die Leidenschaften beim Thiere, wie wir später sehen werden, in etwas modificirt werden. Verständiges, bewußtes (aber kein selbstbewußtes) Handeln des Thieres wird nur durch die Triebe des Wohlbefindens und den Geschlechtstrieb bewirkt — und da es für uns darauf ankommt, dieses zu erklären, so bleibt das durch Raserei bewirkte, unverständige, unbewußte Handeln natürlich außer dem Spiele.

Auch beim Menschen in der gewöhnlichen Kraut- und Rübenform sind diese zwei Motive die Hauptmotive. Erst mit steigender geistiger Entwicklung kommen noch andre durch die Vernunft gegebene Beweggründe des Thuns und Lassens hinzu, wie z. B. die Vernunftbegriffe Gut und Böse und das Handeln diesen Vernunftbegriffen gemäß. Beim Thiere ist das nicht der Fall, da ihm die Vernunft und die geistige Entwicklung fehlt, daher man auch das Handeln des Thieres nie nach dem Maßstab des Guten und Bösen bemessen darf. Das Thier kennt nicht Gut

noch Böse, es kennt nur Angenehm und Unangenehm, es hat nur Triebe. Es kennt auch keine Zwecke und Absichten, wozu Vernunft erforderlich. Beim Thiere sind der Trieb des Wohlbefindens und der Geschlechtstrieb die alleinigen Beweggründe alles verständigen Thuns und, man beachte das, auch alles verständigen Lassens.*) Diese Triebe sind nicht abhängig von der Vernunft.

Wie nun durch diese Triebe in Verbindung mit den oben schon festgestellten Vorstellungsvermögen der Thiere der seelische Proceß, die Vorgänge im Verstande des Thieres, oder will man den Complex der Triebe und der Vorstellungsvermögen die Seele des Thieres nennen, in der Thierseele verlaufen und demgemäß ein so oder so modificirtes Handeln entsteht, haben wir nun zu entwickeln.

---

*) Hier gilt vollkommen das Wort Schillers:

Einstweilen, bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

Drittes Kapitel.

I.

Zwei Haupttriebe sind es, wie wir sahen, beide enthalten im Triebe der Selbsterhaltung, welche das verständige Thun und Lassen des Thieres bestimmen: der Geschlechtstrieb und der Trieb des Wohlbefindens. Wie der erste bestimmend auf das Handeln des Thieres einwirkt, werden wir später betrachten. Zuerst machen wir uns klar, welche Herrschaft der Trieb des Wohlbefindens auf das Handeln des Thieres ausübt. Alle Handlungen des Thieres, die man oft gern geneigt ist, einer vernünftigen Ueberlegung zuzuschreiben, erklären sich ganz allein aus diesen beiden Trieben in Verbindung mit den dargestellten thierischen Vorstellungsvermögen. Welcher Art die letzteren sind, daß sie nur Einzelvorstellungen, nicht Begriffe, nicht Erkenntnißobjecte machen und festhalten, wissen wir nun, und werden deshalb, ohne Misverständnissen hierüber ausgesetzt zu sein, nun einfach von Vorstellungen und Vorgängen, die das Thier erfährt, reden, ohne jedesmal den ihnen im Unterschiede von menschlichen Vorstellungen eigenthümlichen Charakter zu bezeichnen.

Im Thiere, sowie es geboren ist, regt sich der Trieb der Selbsterhaltung in seiner Form als Trieb des Wohlbefindens und wird sogleich und für's ganze Leben der Lehrmeister und Wegweiser des Thieres in allen seinen Handlungen. Der Trieb des Wohlbefindens wird zuerst geweckt durch einen körperlichen Zustand, der sich zu dem Triebe des Wohlbefindens negativ

verhält, d. h. der das Wohlbefinden beeinträchtigt. Der leere Magen z. B. bewirkt das Hungergefühl. Dieses kommt dem Thiere zum Bewußtsein, indem das Vermögen der Anschauung die sinnliche Empfindung zur Erscheinung macht, d. h. nichts anderes als das Thier wird sich seines körperlichen Zustandes bewußt. Das Hungergefühl verhält sich zu dem Triebe des Wohlbefindens negativ, es beeinträchtigt den Trieb des Wohlbefindens. Dieser treibt nun das Thier, sein Wohlbefinden wieder völlig herzustellen, d. h. er treibt das Thier zum Handeln.

Alle Dinge und Wesen in ihren Beschaffenheiten und Handlungen können sich zu dem Triebe des Wohlbefindens in zweierlei Weise verhalten: entweder sie ent- oder widersprechen dem Triebe, sie harmoniren oder disharmoniren mit ihm, sie stillen ihn oder lassen ihn unbefriedigt, d. h. sind ihm angenehm oder unangenehm. Ob die Dinge und Wesen in ihren Beschaffenheiten und Handlungen dem thierischen Triebe angenehm oder unangenehm sind, darüber entscheiden allein die sinnliche Empfindung und die diese zur Erscheinung machende, zum Bewußtsein bringende Anschauung.

Das Thier, durch seinen Trieb nach Wohlbefinden rein mechanisch gedrängt, sucht nun die Dinge und Wesen sich zu Nutze zu machen. Bislang weiß es von den Dingen und Wesen, von seinen Erscheinungen noch nicht, ob sie ihm angenehm oder unangenehm sind, denn da wir den psychologischen Vorgang gleichsam von vorn an schildern, so müssen wir annehmen, das Thier habe noch nichts erfahren, sei etwa eben erst geboren. Handelt also das Thier zum allerersten Mal, und sein Handeln, d. h. sein Benutzen der Dinge und Wesen der Welt, d. h. diese Dinge und Wesen in ihren Beschaffenheiten und Handlungen sind seinen Sinnen angenehm und entsprechen dem Triebe des Wohlbefindens, so wird es ungestört in seinem Handeln fortfahren; sind sie aber das Gegentheil, widersprechen sie dem Triebe des Wohlbefindens, berühren sie seine Sinne unangenehm,

so wird das Thier die eben begonnene Handlung sogleich unterlassen. Stets aber muß das Thier die Handlung erst beginnen.

Ein einfaches Beispiel macht die Sache noch klarer. Das Hungergefühl, zum Bewußtsein gekommen durch Sinne und Anschauung, beeinträchtigt den Trieb des Wohlbefindens. Dieser veranlaßt das Thier zum Handeln, in diesem Fall zum Suchen von Speise. Berührt die Speise die Sinne des Thieres angenehm, entspricht sie dem Triebe des Wohlbefindens, so handelt das Thier ungestört weiter, es frißt weiter; wo nicht, hört es auf zu fressen oder auch blos zu riechen, falls es die Speise nur erst roch und sie gleich seinen Geruchssinn unangenehm berührte. Ein anderes Beispiel: Ein Hund fühlt Müdigkeit. Dieser körperliche Zustand beeinträchtigt seinen Trieb des Wohlbefindens. Dieser treibt das Thier zum Handeln, d. h. hier, sich hinzulegen. Im Zimmer ist ein weicher Sessel, der dem Triebe des Wohlbefindens sehr entspricht, d. h. der der sinnlichen Empfindung des Thieres sehr angenehm ist. Das Thier legt sich darauf, aber der Herr des Sessels wünscht nicht, daß seine Sessel von Hunden benutzt werden, und schlägt das Thier. Diese Schläge berühren die Sinne des Thieres höchst unangenehm, sie harmoniren durchaus nicht mit dem Triebe des Wohlbefindens, und das Thier unterläßt demnach sogleich die eben begonnene Handlung, d. h. in diesem Falle, verläßt den Sessel.

Der Trieb des Wohlbefindens ist der natürliche Trieb, angenehme Sinnesreize zum Bewußtsein gelangen zu lassen. Die sinnliche Empfindung und das Vermögen der Anschauung, das Bewußtsein entscheiden also, ob etwas dem Triebe entspricht; wie auch andererseits, wenn durch einen körperlichen Zustand der Trieb des Wohlbefindens beeinträchtigt wird, die sinnliche Empfindung und das diese ins Bewußtsein tragende Vermögen der Anschauung dieses entscheiden und klar machen.

Eben haben wir nun das Thier und seinen seelischen Vorgang betrachtet bei seinem allerersten Handeln. Welche Wirkung

wird nun dieses erste Handeln und das dabei empfundene Angenehme oder Unangenehme auf das Handeln des Thieres in Zukunft ausüben?

Das Thier hat Gedächtniß, wie wir oben ausführten. In diesem Gedächtnisse haftet das durch die Sinne gleichsam gezeichnete Bild des Gegenstandes, auf welchen sich das Handeln des Thieres erstreckte, oder das Bild eines Wesens, dessen Handeln sich auf das Thier erstreckte. Aber noch mehr; jener Gegenstand in seiner Beschaffenheit oder das Handeln jenes Wesens berührte die Sinne des Thieres entweder angenehm oder unangenehm. Auch diese Empfindung, fest und unverbrüchlich verknüpft mit dem Gegenstand oder dem Wesen, das den angenehmen oder unangenehmen Reiz ausübte — beide bleiben im Gedächtniß haften. In Zukunft also, wenn entweder der Trieb das Gedächtnißbild oder der äußere Gegenstand das Gedächtnißbild und dadurch den Trieb des Wohlbefindens erweckt, kommen alle die angenehmen und unangenehmen Erinnerungen dem Thiere mit ins Bewußtsein, und dies Bewußtsein, diese Erinnerung, dies Gedächtnißbild bewirkt nun, daß das Thier, ist dasselbe angenehm, in gleicher Weise wie früher handelt; ist es unangenehm, nicht wieder handelt wie früher oder auch eine so eben begonnene Handlung wieder abbricht.

So wird also des Thieres Handeln in Zukunft modificirt durch sein Gedächtnißbild. Stets aber muß es, soweit sein Handeln durch den Trieb des Wohlbefindens veranlaßt wird, erst einmal gleichsam sich versuchen, es muß stets erst Erfahrung machen; dem im Gedächtniß aufbewahrten Erfahrungsbilde gemäß handelt es dann in Zukunft, man kann sagen, klug, verständig, mechanisch verständig, aber niemals vernünftig. Das ist eben der Unterschied zwischen menschlichem und thierischem Handeln: der Mensch handelt auch nach Erfahrungs- und Gedächtnißbildern wie das Thier; dieses aber weiß, weil ohne Vernunft, durchaus nicht, warum es so handelt, auch nicht, was eigentlich

jene unangenehme oder angenehme Beschaffenheit eines Dinges oder Handlung eines Wesens bedeutet, warum sie so ist, und weshalb demzufolge sein, des Thieres, Handeln nun gerade so ist. Es hat blos den sinnlich angenehmen oder unangenehmen Eindruck und sein Erfahrungsbild, ohne zu wissen warum. Hat der denkende Mensch eine unangenehme Erfahrung gemacht, so handelt er im Wiederholungsfalle anders, nicht allein weil damals sein Handeln ihm schlecht bekam, sondern hauptsächlich weil die durch jenen Miserfolg ihm gewordenen Einsichten ihn belehrt haben über das Wesen seiner damaligen Handlung, sodaß nun diese Einsichten der Grund seines entweder gleichen oder veränderten Handelns ausmachen. Nicht so das Thier, welches blos sein Gedächtnißbild hat, von dem es ebenso wenig wie von seinen Erscheinungen weiß, was es ist, und warum es so ist. Diesem nach handelt es erfahrungsmäßig und insofern verständig, aber nicht aus Gründen, sondern blos aus dem Triebe, das Angenehme zu suchen und das Unangenehme zu vermeiden, d. h. es handelt mechanisch verständig (im Unterschiede von instinctiv verständig, worüber nachher). Wie der Mensch nur so lange vernünftig handelt, als nicht Leidenschaften wie Wuth und Zorn ihn blind und toll machen, so handelt auch das Thier nur so lange mechanisch verständig, als sein Bewußtsein und sein Gedächtniß nicht durch solche leidenschaftliche Ausbrüche wilder Raserei verfinstert werden. Immer muß das Thier, soll es klug handeln, erst Erfahrungen machen. Nicht so der Mensch, welcher, sobald er denkt, nicht erst zu handeln braucht, um zu wissen, ob sein Handeln ihm gut oder schlecht bekommen wird, sondern vorher umsichtig erwägen und überlegen kann und demnach sein Handeln einrichtet. Der Mensch handelt deshalb frei, nach freiem Willen und hat deshalb wirklich ein Recht auf Freiheit und alle ihre Folgen. Nicht so das Thier, welches weder einen freien Willen hat noch ahnt, was Freiheit ist, denn dann müßte es Vernunft haben. Es handelt auch nicht frei,

sondern nur nach Trieben und Erfahrungsbildern, denen es willenlos folgt, d. h. mechanisch verständig gehorcht, kraft seines Triebes des Wohlbefindens. Man hüte sich daher auch zu sagen, ein Thier handle nach bewußten Zwecken und Absichten. Kein Thier hat je eine Absicht, sondern nur einen Trieb gehabt. Absicht ist Sache der Vernunft. Will man das Handeln des Thieres nach seinen Trieben ein Handeln nach Zwecken nennen, so ist das nur richtig, wenn man hinzufügt, nach blinden Zwecken. Ein zweckmäßiges Handeln nach erwogenen Gründen kennt kein Thier als unvernünftiges Wesen.

Einige Beispiele mögen noch zur Erläuterung dienen. Wir führten oben den Hund an, welcher sich's auf einem Sessel bequem machte. Sein Herr schlug ihn und schlug ihn immer, sobald er auf dem Sessel lag. Mit dem sonst angenehmen Gedächtnißbild des Sessels ist jetzt unausbleiblich die unangenehme Erinnerung der Schläge verknüpft. Das Thier hat Erfahrung gesammelt und handelt in Zukunft seinem Gedächtnisse nach, es legt sich nicht mehr auf den Sessel. Der Fall könnte sich auch so gestalten. Nur eine bestimmte Persönlichkeit schlug den Hund, sobald er auf dem Sessel lag. Solange die Person nicht zugegen ist, liegt der Hund ruhig auf dem behaglichen Lager. Sowie die Persönlichkeit erscheint, springt er ängstlich herunter. Hier ist nichts weiter, als das Handeln nach gewissen festen Erinnerungsbildern. Vernunft ist nicht dabei im Spiele. Denn weshalb er nicht auf dem Sessel liegen soll, das sieht der Hund nicht ein, denkt auch nicht darüber nach. Er weiß nichts von der Kostbarkeit der Sammetpolster, von der für Sessel nicht passenden Unreinlichkeit seiner Pfoten. Er erfährt nur Thatsachen und Thathandlungen, wie Prügel u. s. w. Diese haften in ihm und in Erinnerung daran handelt er seinen Gedächtnißbildern gemäß ganz mechanisch und in allen gleichen Fällen auf gleiche Weise.

Des Thieres Handeln richtet sich, wo nicht der Geschlechts-

trieb in Frage kommt, allein nach dem Prüfstein angenehm oder unangenehm und den so oder so gemodelten Gedächtnißbildern. Klug handelt das Thier erst, wenn es Erfahrungen gemacht hat. Das Abrichten der Thiere beruht im Grunde darauf, dem Thiere angenehme und unangenehme Erinnerungsbilder beizubringen. Dadurch richten die Menschen die Thiere ab, dadurch richtet sie auch die Natur ab. Jemand will einen Hund irgend ein Kunststückchen lehren. Der Hund macht das Kunststück nicht von selbst. Der Herr muß den Hund erst zu der bestimmten Bewegung zwingen. Zugleich spricht dabei der Herr ein bestimmtes Wort. Der Hund versteht nicht den Sinn des Wortes; das Wort ist ihm ein Laut, der als dieser ganz bestimmte ihm als Erinnerungsbild im Gedächtniß bleibt. Derselbe Laut und dieselbe Bewegung waren stets verknüpft. Machte der Hund die bestimmte Bewegung nicht, wurde er geschlagen, machte er sie, wurde ihm geschmeichelt, ja er erhielt ein Stückchen Zucker. Alles das bleibt dem Hunde getreulich im Gedächtniß. Erschallt nun in Zukunft der bestimmte Laut, etwa Apporte oder Hutab oder mehrere Wörter, so erwecken diese im Hunde das damit verknüpfte Erinnerungsbild jener Bewegung. Zugleich sind damit verbunden jene angenehmen oder unangenehmen Erinnerungsbilder des Zuckers oder der Schläge. Den ganzen Vorgang von früher hat der Hund im Gedächtniß, der Laut erschallt, das Zeichen wird gegeben, der Hund macht die Bewegung aus Trieb nach Wohlbefinden, denn er erinnert sich der Schläge in den Fällen, wo er es nicht that, wie der Schmeicheleien, wo er es that. So geht alles Abrichten der Thiere vor sich. Gedächtnißbilder von Zeichen, Bewegungen, Schlägen u. s. w. lassen das Thier, sobald das Gedächtnißbild erweckt wird, handeln und zwar mechanisch. Das Thier begreift nie das Warum. Alles Zähmen ist ein Abrichten. Ein Hund, der sich gehorsam beträgt, hat diese seine Bildung nicht aus Vernunft, sondern nur durch Erziehung, durch gewaltsame, durch öftere Wiederholung eingeprägte Gedächtnißbilder. Durch diese

und den Trieb nach Wohlbefinden wird allein das ungezwungene Befriedigen seiner sonstigen Triebe modificirt, denen er ohne diese durch angenehme oder unangenehme Erfahrung eingeprägten Gedächtnißbilder ganz unwiderstehlich nachgehen würde.

Man hatte eine Erziehungsmethode, die darin bestand, den Kindern in allen Stücken ihren Willen, sie ganz ihren Trieben und Neigungen nachgehen zu lassen. Waren diese schädlicher Art, so sollten die Kinder davon dadurch überzeugt und auf andre Wege gebracht werden, daß sie selbst die bösen Folgen ihrer verderblichen Triebe durchzukosten hatten. Sie sollten durch Schaden klug und zur Verbesserung und Beherrschung ihrer Neigungen angetrieben werden. Dieses Erziehungssystem wendet die Natur in der That bei den Thieren an. Die Triebe des Thieres lassen es unvernünftig dieses oder jenes thun. Bekam dem Thiere dieses Handeln gut, so wird es in Folge dasselbe thun; im entgegengesetzten Falle wird es späterhin nicht in gleicher Weise verfahren; da die unangenehmen Erinnerungen, dem Trieb des Wohlbefindens als Warner ihm im Gedächtniß stehen. Weil das Thier getreulich nach dem einmal gegebenen Erinnerungsbilde handelt, hat sein ganzes Thun den Charakter des Einförmigen und Wechsellosen.

Aus dem Triebe des Wohlbefindens erklärt sich auch die Anhänglichkeit oder der Abscheu, den die Thiere gegen bestimmte Menschen haben. Anhänglichkeit oder Abscheu gegen einen Menschen hängt blos von dem Maße ab, wie angenehm oder unangenehm ein Mensch dem Thiere ist, wie sehr er dem Triebe des Wohlbefindens ent- oder widerspricht. Widerwillen und Abscheu kann einmal sozusagen von vornherein einem Thiere gegen einen Menschen inne wohnen. Der betreffende Mensch macht dann einen unangenehmen sinnlichen Eindruck auf das Thier. Sein Geruch, seine Gestalt, die Farbe eines Kleidungsstückes ist dem Thiere widerwärtig; das Thier kann ihn nicht riechen, wie man zu sagen pflegt. Es hat einen sinnlichen Abscheu gegen diesen

Menschen, welcher unüberwindlich ist, welcher also nicht etwa moralisch, sondern nur sinnlich ist. Umgekehrt kann ein Mensch etwa durch seinen Geruch, der ja gerade den Thieren gegenüber sehr in Anschlag zu bringen ist, oder durch seine Gestalt, Stimme u. s. w. einen äußerst wohlthuenden Eindruck auf das Thier hervorbringen, und das Thier hängt unabbringlich an dem Menschen. Anhänglichkeit oder Widerwillen können in dem Thiere aber auch erst erweckt werden durch gute oder schlechte Behandlung. Die Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit derselben bleibt verknüpft mit dem Erinnerungsbilde der bestimmten Person genau im Gedächtniß des Thieres, und das Thier flieht den Menschen oder sucht ihn. So kann deshalb auch ein Thier dem andern angenehm oder unangenehm sein. Gerade dies ist ein Punkt, wo der Mensch den Thieren gern gar zu viel Menschliches unterschiebt. Treue, Liebe, Freundschaft, alle dergleichen Vernunftbegriffe werden dem Thiere aufgebürdet. Die Anhänglichkeit und Liebe eines Menschen zu einem anderen kann sich rein auf solche Aeußerlichkeiten wie gute Behandlung stützen, aber nicht in ihrer edlen Gestalt. Da stützt sie sich auf die Harmonie und die Verwandtschaft des Denkens und Wollens, auf den Einklang der Seelen. Bei den Thieren herrscht nur das äußerliche unvernünftige Band des Angenehmen und nichts mehr. Jemand zieht einen dem Ertrinken nahen Hund aus dem Wasser. Der Hund folgt ihm und ist nicht durch Schläge und Mishandlung fortzutreiben. Das ist keine Treue und Dankbarkeit im menschlich edlen Sinn. Der Retter hat dem Hunde die allerangenehmste Behandlung zu Theil werden lassen. In dem Augenblick, wo der Trieb der Selbsterhaltung auf das Höchste gespannt war, und das Thier das Widerwärtigste, die Todesnoth, erfuhr, entriß der Retter es dieser Noth und setzte es durch seine Handlung und Behandlung in den Zustand des durch den Gegensatz am tiefsten empfundenen, größten Wohlbefindens. Die Erinnerung hieran verknüpft sich mit dem Bilde des Retters so

eng, daß, wo es den Retter wittert, das angenehme Erinnerungsbild stets aufsteigt und das Thier auf das Gefälligste berührt. So wird das Thier mechanisch an seinen Retter gefesselt. Das ist der Grund seiner Anhänglichkeit, nicht etwa überzeugungsmäßige, vernünftige Dankbarkeit. Eben weil das Thier blind seinem Erinnerungsbilde und nicht einem Vernunftbegriff folgt, hängt es so fest an seinem Wohlthäter, was die Menschen meistens nicht thun, da sie nicht mechanisch, sondern nach freiem Willen und Vernunft handeln.

Wir unterschieden im Menschen die sinnliche Empfindung, die Anschauung und die Vernunft. Dem Thiere blieben nach Abzug der letzteren sinnliche Empfindung und Anschauung, welche wir Verstand nannten. So fassen wir nun das Ergebniß unserer bisherigen Untersuchung in diese kurzen Formeln zusammen. Der Mensch handelt vernünftig. Das Thier handelt verständig im erklärten Sinne, so lange es nach dem Triebe des Wohlbefindens und dem Geschlechtstriebe handelt. Ist der Trieb des Wohlbefindens, erklären wir jetzt weiter, die Richtschnur des thierischen Handelns, so ist sein Handeln mechanisch verständig, seinen Sinnen und seinen Gedächtnißbildern folgend, wohl zu unterscheiden von instinctiv verständigem Handeln, das wir nun beleuchten werden. Unter mechanisch-verständigem Handeln verstehen wir also das Handeln nach nur durch die Erfahrung gegebenen Gedächtnißbildern und den Sinnen nach dem Triebe des Wohlbefindens als Richtschnur.

II.

Wir unterschieden den Stammtrieb der Selbsterhaltung in die beiden Zweigtriebe des Wohlbefindens als den Selbsterhaltungstrieb des Individuums und des Geschlechtstriebes als den Selbsterhaltungstrieb der Gattung. Wir haben eben das thierische Thun und Lassen nach der Richtschnur des Triebes des Wohlbefindens betrachtet und werden jetzt noch sein Handeln in Folge

des Geschlechtstriebes zu beleuchten haben. Eben sahen wir, wie das Individuum in der Gattung handelt, jetzt werden wir sehen, wie die Gattung im Individuum handelt.

Des Thieres Handeln richtet sich nach seinen Trieben. Je nachdem auf sie eingewirkt wird, gestaltet sich sein Handeln. Jedoch dieser letzte Satz paßt nur auf den Trieb des Wohlbefindens und der dazu gehörigen Gruppe, nicht auf den Geschlechtstrieb und seine Sphäre. Je nachdem die Umstände auf den Trieb des Wohlbefindens einwirken, je nachdem gestaltet sich das Handeln des Thieres, insofern es nicht unter den Geschlechtstrieb fällt.

Der Trieb des Wohlbefindens, wie wir schon oben ausführten, ist der eigentlich in der Erfahrungserziehung wirksame Factor, sei diese Erziehung ausgeübt von Seiten der Natur oder des Menschen. Durch ihn lernt das Thier, das Individuum, nicht die Gattung. Was deshalb durch den Trieb des Wohlbefindens das Thier lernt, kann bei den einzelnen Individuen verschieden sein. Das eine Thier wird erzogen von der Natur, ein andres von Menschen mit diesen Neigungen, es gewöhnt sich an diese Neigungen; ein drittes von Menschen mit andern, vielleicht feineren Neigungen, es gewöhnt sich an diese. Alle drei werden also in ihrem mechanisch verständigen Thun und Lassen sehr verschieden sein. Wie der Herr, so der Knecht. Es ist sehr wahr, daß man die Sitten und Neigungen der Menschen an ihren Hunden und deren Liebhabereien erkennen kann, weil das Thier stets gezwungen wird, durch das Zusammensein mit seinem Herrn sich dessen Gewohnheiten zu fügen, und demgemäß abgerichtet wird. In dieser Hinsicht kann man von gebildeteren und ungebildeteren Thieren reden. Der Trieb des Wohlbefindens ist also derjenige, welcher dieselben Thiere je nach der verschiedenen äußeren Einwirkung zu verschiedenem mechanisch verständigem Thun und Lassen gewöhnt. Nicht so der Geschlechtstrieb. Jener war der Trieb des Individuums, dieser ist der der Gattung.

Die Individuen dürfen und können verschieden handeln; die Gattung ist eine und dieselbe in allen Individuen, und dem der Gattung eigenthümlichen Triebe müssen daher alle Individuen unwiderstehlich und unabänderlich in derselben Weise gehorchen. Dieser Trieb treibt alle zu gleichem Handeln, lehrt alle dasselbe; auf ihn kann nicht eingewirkt werden von außen, etwa durch Menschen, daß das Thier sein Handeln in dieser Rücksicht ändere. Das ist der Unterschied zwischen dem Triebe des Wohlbefindens und seiner Wirkung auf des Thieres Thun und Lassen und dem Geschlechtstriebe, den wir kurz so formuliren können: Der Trieb des Wohlbefindens ist der Trieb des Individuums. Das von ihm abhängende Handeln des Thieres kann durch äußere Umstände verändert werden. Der Geschlechtstrieb ist der Trieb der Gattung. Das von ihm abhängige Handeln kann nicht durch äußere Umstände verändert (höchstens verhindert) werden. Der Geschlechtstrieb beherrscht jedes Individuum, weil die Gattung in allen Individuen dieselbe ist. Nennen wir etwa den Trieb des Wohlbefindens den beweglichen Trieb, so ist der Geschlechtstrieb der unbewegliche und das ihm entspringende Handeln des Thieres ein durchaus gebundenes, nicht umformbares, trotzdem aber ein verständiges Handeln. Weil das Thier in Bezug auf den Trieb des Wohlbefindens nicht aus Vernunftgründen, sondern nach durch äußere Erfahrung gegebenen Gedächtnißbildern, also doch stets bedingt und unfrei handelte, nannten wir dieses Handeln mechanisch verständiges Handeln, unterschieden es aber schon andeutungsweise von dem instinctiven Handeln. Jetzt wird klar, was instinctives Handeln ist. Alles Thun und Lassen, welches aus dem Triebe der Gattung, dem Geschlechtstriebe, als dem das Individuum gleichsam von Gattungswegen ganz beherrschenden folgt, ist instinctiv verständiges Handeln, ist Handeln nach Instincten. Instincte sind die Zweigtriebe, welche in dem Haupt-, dem Geschlechtstriebe enthalten sind. Sie braucht das Thier nicht zu lernen, sie sind bei allen

Individuen dieselben. Das Individuum producirt sie aus eigner Kraft, aus sich, weil es der bestimmten Gattung angehört. Eben weil kein Thier das diesen Trieben entspringende Thun von andern lernt, sondern alle die in diesem Triebe liegenden Fähigkeiten aus sich entwickelt, so liegt darin der Beweis, daß das Thier hier unfrei, gebunden, kurz instinctiv handelt.

Der Geschlechtstrieb umfaßt nun hauptsächlich die Fortpflanzung und die Ernährung und Fürsorge für die Jungen. Hierher gehört auch die Geselligkeit der derselben Art oder Gattung Angehörigen, welche indeß ebensowohl durch den Trieb des Wohlbefindens bewirkt wird (s. oben). Die Jungen werden geschützt gegen die Feinde, ein instinctives Handeln. Die Henne vertheidigt ihre Küchlein instinctiv gegen den Habicht. Sie muß so, sie kann nicht anders. Die zarten Jungen müssen geschützt werden gegen die Witterung, gegen Hitze und Kälte, Regen und Sturm. Die Selbsterhaltung der Gattung, der Geschlechtstrieb läßt sie künstliche Wohnungen bauen. Der Bautrieb gehört unter den Geschlechtstrieb. Das Thier baut seine Wohnungen, so künstlich sie sein mögen, nicht mit Vernunft, sondern nur aus Instinct. Der Vogel, der, ausgebrütet von einem andersartigen, nie sein elterliches Nest sah, baut trotzdem das Nest seiner Eltern. Das ist der Beweis für das ganz instinctive Handeln. Die Gattung muß Schutz suchen gegen Kälte und Sturm. Sie findet den Schutz in kalten Ländern trotz kunstreicher Wohnungen nicht, sie muß fliehen, in wärmere Zonen wandern. Der Wandertrieb fällt unter den Geschlechtstrieb. Er ist ein blinder Instinct, welchem das Thier so wenig widerstehen kann, als es sich Rechenschaft von der Richtigkeit seines Weges zu geben weiß. Junge Zugvögel, welche noch nie die Reise machten und zurückgehalten nicht mit der großen Schaar flogen, zogen dennoch nachher auch allein sicher denselben Weg und erreichten ihren Bestimmungsort, ein Beweis, daß hier der Naturtrieb, der blinde Instinct handelt, der um so sicherer führt,

weil er blind ist und seinem Drange durch keine Vernunft Zweifel und Abänderungen entgegengesetzt werden können.

Der Bau- und Wandertrieb sind Instincte wie alle Geschlechtstriebe. Der Liebe der alten Thiere zu ihren Jungen legt man oft menschliche Regungen unter. Das ist falsch. Wäre die Elternliebe der Thiere gleich der der Menschen, so müßte zwischen Alten und Jungen ein ebenso enges Band bestehen, wie zwischen Eltern und Kindern, so müßte auch zwischen Jungen derselben Alten und all den Verwandten das menschlich enge Band der Verwandtschaft sich knüpfen. Davon ist keine Rede! Sobald sie sich selbständig ernähren können, kümmert sich keins mehr um das andre, die Alten kennen die Jungen und die Jungen die Alten nicht mehr. Die Elternliebe der Menschen zu ihren Kindern ist auch Naturtrieb und als solcher ganz blind — er ist in dieser Hinsicht derselbe bei den Thieren wirksame Geschlechtstrieb. Aber die Elternliebe der Menschen ist noch unendlich viel mehr, und was dieser Trieb bei den Menschen Höheres und Edleres geworden ist, ist er durch die Vernunft geworden. Das macht gerade den Menschen zum freien Menschen, daß er alle seine natürlichen Triebe durch Vernunft veredeln und bemeistern kann. Den Geschlechtstrieb kann das Thier durch sein Vorstellungsvermögen nie bemeistern und abändern, den Trieb des Wohlbefindens mit seinen Nebentrieben kann es unter gewissen Umständen in der Weise bewegen, wie wir oben gezeigt haben. — Die Fürsorge nicht allein der Alten für ihre Jungen, sondern auch eines Thieres für das andre erklärt sich ebenfalls aus dem Geschlechtstrieb und ist ein ganz instinctives Handeln. Welche Mittel und Wege aber diese Fürsorge zur Erreichung ihres Zweckes einschlägt, das hängt von den rfahrungen, die ein Thier gemacht hat, und seiner dadur erworbenen Klugheit ab.

Alle thierischen Handlungen, wie wir also gesehen haben, soweit sie bewußte und verständige (im Unterschiede von ver-

nünftigen und selbstbewußten) sind, also alle, soweit sie nicht aus Raserei folgen, sind erweckt durch den Naturtrieb der Selbsterhaltung. Dieser zerfiel in den Trieb des Wohlbefindens und den Geschlechtstrieb. Alle Handlungen des Thieres nach der Richtschnur des ersteren sind mechanisch verständig. Alle Handlungen nach der Richtschnur des zweiten sind instinctiv verständig.

III.

Nennen wir die Vorstellungsvermögen des Thieres in Verbindung mit seinen Trieben die Seele des Thieres, so hätten wir damit die Seelenlehre, die Psychologie des Thieres gegeben. Zergliedert man ohne Vorurtheile die Handlungen des Thieres, so werden sie sich stets auf die angegebenen Grundfactoren zurückführen lassen.

Schon im Anfang unserer Untersuchung sagten wir, daß wir hauptsächlich nur die höher organisirten Thiere ins Auge fassen könnten, daß sich aber dann ein Schluß auf die niederen Thiere und deren Seelenvermögen werde machen lassen. Dieser Schluß ist einfach der: Je weniger Sinne ein Thier hat und je kleiner demgemäß seine Welt wird, desto geringer und schwächer werden auch seine Vorstellungen und sein Vorstellungsvermögen, sodaß demnach den Thieren, welchen etwa Gehör, Geschmack, Geruch und Gesicht fehlt, fast gar keine Vorstellungen, als höchstens die Gefühle bleiben, welche nicht durch jene Sinne entstehen, die Tastgefühle, und selbstverständlich die Triebe, welche allem Dasein inne wohnen.

Es versteht sich von selbst, daß, wie bei den Menschen, so auch bei den Thieren die Gradstärke derselben Seelenvermögen verschieden ist. Ein Kant und ein Fuhrknecht haben dieselben Geistesvermögen, aber der Grad ihrer Stärke ist sehr verschieden. So bei einem edlem Roß und bei einem Schafe. Diese Gradunterschiede können natürlich nur durch empirische Beobachtung der einzelnen Individuen festgestellt werden.

IV.

Wir sind am Schluß. Fassen wir nun noch einmal kurz und schematisch den Gang und die Ergebnisse unserer ganzen Untersuchung zusammen.

A.

Die Menschen haben Vernunft,
denn:
Fortentwicklung
nur möglich durch
Ueberlieferung,
nur möglich durch
Begriffsprache,
nur möglich durch
Begriffe,
nur möglich durch
Begriffsbildungsvermögen, d. i. Vernunft.

Die Thiere haben keine Vernunft,
denn:
Keine Fortentwicklung
weil keine Ueberlieferung,
weil keine Begriffsprache,
weil keine Begriffe,
weil kein Vermögen, Begriffe zu bilden, d. h. weil keine Vernunft.

B.

Die Menschen haben Vernunft, d. h. Selbstbewußtsein — das Vermögen der Anschauung, Verstand, d. h. Bewußtsein — und sinnliche Empfindung. —

Die Thiere haben nach Abzug der Vernunft: Vermögen der Anschauung, Verstand, d. h. Bewußtsein — sinnliche Empfindung — und den Schatz der durch diese Vermögen erworbenen inneren Bilder von Erscheinungen, d. h. Gedächtniß.*)

*) Man hüte sich, zu meinen, das Gedächtniß sei nun eine ganz besondere Kraft. Es ist weiter nichts, als eine natürliche Entwicklungsform der Vorstellungsvermögen. Wenn ein Mensch viele Male hintereinander dasselbe Object sich vorgestellt hat, erhält er durch diese Wiederholung zuletzt ein inneres Bild von jenem Objecte und ist nachher im Stande, auch ohne die Gegenwart jenes äußeren Dinges sich das Bild desselben deutlich zu reproduciren. Den Schatz dieser inneren Bilder,

c.

Der ursprüngliche Trieb der Selbsterhaltung theilt sich in den Trieb des Wohlbefindens und den Geschlechtstrieb. Durch diese in Verbindung mit den Vorstellungsvermögen wird alles verständige Handeln der Thiere bestimmt. Die Thiere handeln daher verständig und zwar:

a) nach der Richtschnur des Triebes des Wohlbefindens mechanisch verständig,

b) nach der Richtschnur des Geschlechtstriebes instinctiv verständig.

Das Handeln in der Raserei als unbewußtes tolles Handeln kommt hier nicht in Betracht; sein Grund ist pathologisch.

Hier haben wir in ein kurzes Schema unsere ganze Untersuchung zusammengefaßt. Nennen wir den Inbegriff von Vorstellungsvermögen und Trieben die Thierseele, so ist dieses Schema gleichsam der Grundriß des Baues derselben.

---

welche durch wiederholtes Vorstellen erworben sind und reproducirt werden können, nennen wir das Gedächtniß. Die inneren Bilder beim Menschen sind begrifflich erfaßte Erkenntnißobjecte und bloße Erscheinungen. Das Thier hat nur Bilder von bloßen Erscheinungen, erworben durch wiederholtes Anschauen.

Während der Mensch seine inneren Bilder willkürlich aus sich reproduciren kann, reproducirt das Thier die seinigen nur auf äußere und mechanische Veranlassung. Sein Gedächtnißbild wird wach entweder in Folge eines Triebes, der durch einen körperlichen Zustand erweckt wird, oder angeregt durch das ihm wieder begegnende äußere Ding. Von einem Thiere kann man also nur sagen: es wird erinnert, nicht: es erinnert sich, wie es vom Menschen gilt. Drittens kann auch ein so angeregtes Bild in dem Bilderschatze wieder ein anderes gleichsam aufstören, sodaß eine Reihenfolge von Vorstellungen entsteht. Diese Reihenfolge ist aber nie eine Kette logisch zusammenhängender Vorstellungen, sondern nur eine ganz mechanische Association, wie sie beim Menschen im Traume stattfindet.

Druck: Wilhelm Baensch. Leipzig.

Druck: Wilhelm Baensch. Leipzig.

[illegible]